

Rezensionen

Christian Malzer, Mittelalterliche Schriftkultur. Schriftlichkeit und Buchproduktion in den Oberpfälzer Zisterzienserklöstern bis zu ihrer Aufhebung im 16. Jahrhundert. Begleitband zur Ausstellung in der Provinzialbibliothek Amberg vom 12. Juni bis 23. Juli 2015, Amberg: Provinzialbibliothek 2016; 170 S.: ill.; ISBN 978-3-9817968-1-0.

Was ist heute noch aus den oberpfälzischen Zisterzienserklöstern, die ja alle im Zuge der Reformation aufgehoben wurden, an Zeugnissen mittelalterlicher Schriftkultur vorhanden? Auf diese Frage sind zwei gegensätzliche Antworten möglich. Entweder: Leider nicht sehr viel. Oder aber auch: Mehr, als man erwarten würde!

Christian Malzer hat sich im Rahmen einer kleinen, aber feinen Ausstellung in Kooperation mit der Provinzialbibliothek Amberg dieser Materie zugewandt und viel Interessantes zutage gefördert und zusammengeführt – über die schriftlichen mittelalterlichen Überlieferungen aus den Männerklöstern Walderbach und Waldsassen sowie aus den Frauenzisterzen Pielenhofen und Seligenporten. Von dem Begleitband, der die Ausstellung mit hochinteressanten Hintergrundinformationen ergänzte, musste bereits eine zweite Auflage gedruckt werden – „der Markt“ gibt Malzers Bemühungen somit recht.

Dass nur relativ wenig aus diesen Klöstern erhalten ist, kann übrigens nicht allein deren Aufhebung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angelastet werden. Die durchaus stattlichen Bestände (430 Bände wurden 1512 in Walderbach katalogisiert, 482 Bände 1585 in Waldsassen) überdauerten, wenn auch mit Einbußen, noch mehrere Jahrzehnte am Ort, bis sie 1609 nach Amberg überführt wurden, um danach größtenteils im Dunkel der Geschichte zu verschwinden. Einiges aber hat sich an verschiedenen Orten erhalten, und Christian Malzer stellt neben bekannten Schriften auch einige wenig beachtete Codices vor. Da gibt es aus Waldsassen unter anderem den wichtigen Clm 1091, einen Sammelband mit den Klostergründungsgeschichten und verschiedenen anderen Texten, dann eine „Expositio“ des Hugo von

Sankt Viktor, das „Amberger Malerbüchlein“ oder eine medizinische Sammelhandschrift, die später nach Heilsbronn kam. Eine Neuentdeckung sind historische Notizen aus dem frühen 16. Jahrhundert, die die Universitätsbibliothek Breslau verwahrt. Aus Walderbach hat neben dem bekannten Parzival-Fragment beispielsweise auch ein Manuskript mit normativen zisterziensischen Texten überdauert, aus Seligenporten ein Nekrolog. Hinzu kommen neben Urkunden und Verwaltungsschrifttum etliche Inkunabeln, welche heute in der Provinzialbibliothek Amberg stehen.

Christian Malzers Band zeigt in großer thematischer Breite, welches differenzierte Bild der mittelalterlichen Schriftkultur sich aus diesem stark reduzierten Quellenmaterial immer noch gewinnen lässt. Materielle Aspekte wie Beschreibstoffe, Farbrezepte oder Einbände werden ebenso behandelt wie institutionelle Bedingungen, darunter nicht nur die Skriptorien, sondern auch die klösterlichen Kanzleien, die Verbindungen zwischen Klöstern und Universitäten oder die literarischen Netzwerke der Mönche.

Im abschließenden „Versuch eines Fazits“ resümiert der Autor u.a.: „Von Beginn an pflegten die im Raum der heutigen Oberpfalz lebenden Zisterziensermönche und -nonnen eine Schriftkultur, die trotz ihrer regionalen Ausrichtung und die Verzahnung mit lokalen Akteuren der Geistlichkeit sowie weltlichen Stifterkreisen durch den normativen Überbau des europaweit agierenden Ordens geprägt und auf Einheitlichkeit (*unanimitas*) hin ausgerichtet war.“ (S.128) Wie überall in Europa sei auch in der Oberpfalz eine Entwicklung von asketischer Strenge in der Anfangszeit hin zu einer immer weniger rigiden Einhaltung der Ideale zu konstatieren. Dies wird auf den „vitalen Austausch“ der

Konvente mit ihrem soziokulturellen Umfeld zurückgeführt (ebd.).

Es ist zu hoffen, dass Malzers Publikation Anstoß zu einem neuen „vitalen Austausch“ gibt, in dem das mittelalterliche Schrifttum der Oberpfälzer Zisterzen einer vertieften

Analyse und Interpretation unterzogen wird. Gerade die relative Überschaubarkeit des Materials könnte einen Anreiz bieten, dies mit besonderer Gründlichkeit in Angriff zu nehmen.

Georg Schrott

Stefan Roller – Jochen Sander (Hg.), *Fantastische Welten*. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500, München: Hirmer Verlag 2014; 288 S.: ill.; ISBN 978-3-7774-2266-4.

Eine fruchtbare Kooperation zwischen dem Städels Museum Frankfurt am Main und dem Kunsthistorischen Museum Wien brachte eine beachtenswerte Ausstellung 2015 zustande, die mit dem Titel „Fantastische Welten“ nicht nur einen repräsentativen Überblick über das Kunstschaffen der ersten drei Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts in Mitteleuropa bieten wollte, sondern die sich auch mit dem Donaustil kritisch auseinander setzte und etliche Hinweise dazu bot, wie man diesen Begriff, der von der modernen Forschung zunehmend abgelehnt wird, vielleicht anders definieren könnte.

Fantastisch und expressiv oder vielleicht doch eher dramatisch und theatralisch? – Wie auch immer diese Frage zur Charakterisierung der sogenannten Donauschulkunst zu beantworten wäre, man substituiert hier in der Ausstellung jedenfalls ein altes Klischee, nämlich den Begriff Donaustil, durch ein neues Stereotyp, nämlich durch das etwas unpräzise Wort fantastisch. Wenngleich Theodor FRIMMEL in seiner berühmten Rezension den Begriff Donauschule schuf, hat bereits vor etwa 100 Jahren schon Kurt GLASER diese unscharfe Terminologie hinterfragt. Friedländer hatte 1891 in seiner Dissertation bekanntlich schon einmal den Ausdruck „phantastisch“ und „expressiv“ im Zusammenhang mit Albrecht Altdorfer verwendet. Insofern ist der Erkenntniswert, den Jochen SANDER für seine Ausstellung reklamiert, dass nämlich die Kunst der ersten drei Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts eine Epoche von fantastischen und expressiven Stilmerkmalen sei, nicht unbedingt neu (S. 14). Hermann VOSS hat 1907 gegenüber FRIEDLÄNDER die deutsche Romantik und ihre Ideale zur Erklärung des Donaustils herangezogen, womit die zweite Erblinie der Altdorferforschung benannt wäre, die aber ge-

nauso abwegig ist, wie die erstere. Dieser traditionellere Ansatz wiederum war vielleicht auch der Grund dafür, dass VOSS späterhin im „Dritten Reich“ zu „höheren Ehren“ gelangte und weshalb sich dann die deutsche Forschung nach dem Krieg erst mühsam aus diesen Fängen befreien musste, in denen der nordische Wald und das nationale Erbe mit dem fragwürdigen Hinweis auf den deutschen Humanismus salonfähig gemacht wurden.

Aber weder die imaginären Traumwelten und fantastischen Erscheinungen in den Gemälden, noch die regionale Festlegung einer in sich geschlossenen Kunst- und Kulturlandschaft können herangezogen werden, um die präsentierten Gemälde und Skulpturen zu charakterisieren, geschweige denn in ein neues System einordnen zu können. Dass in diesem Zusammenhang zwar Regionen von Wichtigkeit sind, liegt auf der Hand, dennoch ist es der Kunstwissenschaft seit langem klar, dass sich dieses Stilphänomen eben nicht nur entlang der Donau, sondern vielfach verbreitet, in unterschiedlichen Regionen Süddeutschlands zu finden ist. Würde man die Gebiete politisch sehen, dann wären das die Kernländer des Hauses Habsburg, nämlich Vorder- und Innerösterreich. Der Rezensent würde den Regionalbegriff Donaustil lieber durch einen dynastischen ersetzen und ihn vielleicht Maximilian-Stil nennen. Denn auch die ersten Kaiserporträts hatte Bernhard Strigel (1460–1528), der definitiv zur Schwäbischen Malerschule gezählt wird, mit Landschaftsausblickten gestaltet. Der Stil, um den es hier geht, ist nämlich genau jene Epoche der Renaissance, die in den von der Dynastie Habsburg kontrollierten Gebieten in Österreich, Süddeutschland und dem Oberrhein von denselben Merkmalen dominiert wird. Leider ist eine Ein-

teilung nach Regenten offenbar bis heute nicht möglich, da der geschichtliche Anteil Österreichs seit dem 19. Jahrhundert aufgrund der damals von Deutschland bzw. Preußen verfolgten Europapolitik zunehmend in Misskredit kam. Nur in Ländern, die ihre monarchische Geschichte auch wertschätzend und inklusiv anerkennen, haben sich die nach den einzelnen Herrschern benannten Epochenbegriffe durchsetzen können. Insofern sind Frankreich und Großbritannien Vorbilder für eine mögliche Definition auch in den deutschsprachigen Ländern.

Der Katalog war sehr übersichtlich in sechs Sektionen zu unterschiedlichen Themen eingeteilt, wobei sich dies in Wien aufgrund der beengten Platzverhältnisse nicht exakt widerspiegeln konnte. Die Sektionen beschäftigten sich mit der Rolle Altdorfers innerhalb des Donastils und seinem Verhältnis zum deutschen Humanismus (Guido Messling, S. 21–25), mit der Wechselbeziehung zwischen Altdorfer und Leinberger (Matthias Weniger, S. 27–33), mit der Zusammenarbeit von Wolf Huber und dem Meister IP (Susanne Jaeger, S. 35–39), mit dem Bild vom Menschen in der Renaissance (Jochen Sander, S. 41–83), mit einer Eigenart, nämlich mit den auffallend oft schräg gestellten Kreuzen der Kalvarienberge (Daniela Bohde, S. 85–115) sowie mit der Landschaft als Ausdrucksträger (Karin Dyballa, S. 115–147). Insgesamt ein reichhaltiges Spektrum, das weite Bereiche der Forschung abdeckte. Hinzu kamen noch Abschnitte über die stilistischen Mittel des Expressiven (Karin Dyballa, S. 149–231) und über die verschiedenen Christophorus-Darstellungen (Guido Messling, S. 233–248). Abgeschlossen wurden die Aufsätze mit einem kurzen Beitrag über die Künstler und Auftraggeber (Markus Hörsch, S. 251–272), bei dem klar wurde, dass höchste und allerhöchste Gesellschaftsschichten die Auftraggeber waren. Hierzu zählten Kaiser Maximilian I. (Kat. Nr. 145), die Grafen Schlick (Kat. Nr. 144), Jakob Ziegler (Kat. Nr. 151) sowie Matthäus Schwarz (Kat. Nr. 147), um nur einige zu nennen.

Die Künstler Dürer (1471–1528) und Altdorfer (1485–1538) als Gegenpole darzustellen – wie das im Katalog nachzulesen ist – ergibt zwar einen knalligen Ansatz, jedoch vereinfacht SANDER damit die Sachlage erheblich. Betrachtet man etwa Dürers ‚Adam und

Eva‘ genauer (Kat. Nr. 1), dann ist dieser Kupferstich – auch wenn hier die Schönheit des menschlichen Körpers im Vordergrund steht – aufgrund der Details etwa am Bodenstreifen bzw. im Hintergrund genauso metaphorisch wie die in der Ausstellung präsentierte Madonna von Hans Baldung Grien (1485–1545), wo relativ prominent platzierte Zeisige auf den Erlösertod Jesu Christi hinweisen (Kat. Nr. 75). Sehr schön hingegen war die Zusammenstellung des Dürerstiches mit den gleichnamigen Versionen des Bildschnitzers IP (tätig zw. 1490 und 1530), der vermutlich in Passau ansässig war und der eine erhebliche Anzahl von Aufträgen sowohl für das Bistum Passau, als auch für die böhmische Oberschicht ausführen konnte (Kat. Nr. 2). Das dezidiert Expressive kann man nicht nur in den monumentalen Werken des Meisters IP, sondern auch bei Altdorfer selbst feststellen, nämlich beim Holzschnitt mit der ‚Verkündigung‘ aus dem Jahre 1513 (Kat. Nr. 129), wo sich der Engel in rauschendem Gewand vom Betrachterstandpunkt aus in das Bild auf Maria zu bewegt. Der Kontrast dazu bildet sein Frühwerk, etwa in der traditionell ‚Falkenjägerin‘ betitelten Zeichnung (Kat. Nr. 69), die eigentlich eine Allegorie der Mäßigung darstellt, da das Sujet der prächtig aufgeputzten Reiterin eigentlich für die Hoffart steht, die Altdorfer sehr viel später im Berliner Gemälde von 1531 nochmals thematisieren wird. Der kunsthistorische Hinweis auf die Niederlande (Kat. Nr. 109/110) hingegen zeigt sehr schön auf, dass nicht nur die bewegten Stilmotive, sondern auch der Stil all’antica in Form eines antiquarischen Repräsentationsstils während der Regierungszeit Kaiser Maximilians I. in Süddeutschland und den Niederlanden um 1515 hoch aktuell war, wie das der Rezensent schon 2007 aufzeigen konnte.

Die Einführung von Jochen SANDER, die zwar grundlegende Einblicke in die Zeit um 1500/30 bot, verschleierte aber zuweilen das historische Bild, da er vom Wiener Hof (!) und seinem Einfluss auf die national angehauchte Literatur etwa des Konrad Celtis (1459–1508) zu sprechen kam (S. 17). Den Wiener Hof, so wie er es formuliert hat, gab es zu jener Zeit jedoch noch nicht. Nur aus der Wiener Universität heraus konnte dauerhaft die Geistesgeschichte Oberdeutschlands für Jahrzehnte bestimmt werden, freilich in enger Zusammenarbeit mit den Hofhumanis-

ten und Beamten, die sich aber nicht ständig in Wien aufhielten. Im Hinblick auf die zuweilen individuell gestalteten Ikonografien der Bilder erwähnt er die heraufziehende Reformation, die den Künstlern entsprechende Freiheiten in der Gestaltung der Bilder ermöglicht habe (S.18). Auch das stimmt nicht ganz, denn vom Protestantismus kann man erst ab 1530 nach der *Confessio Augustana* sprechen, im Grunde genommen ab jenem Zeitpunkt, als der *Donaustil* bereits seine Bedeutung verloren hatte. Von vielen Forschern ist ja schon im *Œuvre* Altdorfers festgestellt worden, dass sein Stil sich ab 1518/19 beruhigt und sich schon der traditionelle *Donaustil* langsam aber sicher auflösen beginnt. Offenbar hat die Sichtweise etwas für sich, dass Stilphänomene mit Herrscherpersönlichkeiten doch etwas zu tun haben, da der allmähliche Wandel in kunsthistorischen Auffassungen offensichtlich mit dem Tod des Kaisers im Januar 1519 einhergeht.

Überhaupt wurde sehr viel Augenmerk auf die Nürnberger Malerschule gelegt, um mit stilistischen Vergleichen demgegenüber die Andersartigkeit etwa von Albrecht Altdorfer oder Wolf Huber (1485–1553) zu belegen. Dies ist zwar legitim, führt aber doch vom Ausgangspunkt eher weg. Demgemäß beginnt die Ausstellung mit Dürer und endet mit Dürer, zumindest in Wien. Eine Ausstellung zu machen, über das, was Altdorfer eigentlich nicht ist, als über das, was Altdorfer ist, mutet daher für den Rezensenten schon etwas seltsam an. Dem folgend war es vermutlich die Idee von MESSLING, die aktuelle Ausstellung im Saal für die Deutsche Schule enden zu lassen, was vordergründig zwar ein guter Ansatz war, aber dann doch vom Thema wegführte. Denn paradoxerweise just dort lies man die Ausstellung auslaufen, wo das Kaiserporträt von Maximilian und der Allerheiligenaltar von Albrecht Dürer hängen. Damit hat man Altdorfer und seinen Zeitgenossen allerdings einen Bärendienst erwiesen, wird man doch im Angesicht der beiden Hauptwerke des Meisters den Qualitätsunterschieden zu den Meistern der sogenannten *Donauschule* gewahr. Weiters wurde nicht die gesamte relevante Forschungsliteratur zitiert, was in dem beengten Rahmen eines Kataloges ja auch gar nicht möglich ist, aber als Kenner der Fachliteratur realisiert man unschwer, dass sie sehr wohl genau gele-

sen wird. Man müsste lügen, würde man behaupten, so was schmeichle den betreffenden Autoren nicht. Unverständlich bleibt es jedenfalls, dass niemand auf die wichtigen Arbeiten von Sybille Karin MOSER aus Innsbruck zurückgegriffen hat, zumal gerade sie in ihrer Habilitation sehr wesentliche Erkenntnisse und Anregungen zum Thema Altdorfer und *Donauschule* bereithält. Abgesehen von diesen eklatanten bibliografischen Mängeln wurde dann auch die Ausstellung in Sankt Florian und Linz, die sich schon 1965 mit dem gattungsübergreifendem Stilphänomen beschäftigte, konzeptuell kritisiert, obgleich auf ihre Inhalte wie auch auf ihre Objekte massiv zurückgegriffen wurde. In der neueren Forschung hat sich mittlerweile ein merkwürdiger Stil etabliert, wonach ältere Publikationen ähnlichen Inhalts als von vornherein gegensätzlich dargestellt werden, nur um den eigenen Ansatz zu veredeln. So kam es, dass man auf eine Tafel des Meisters von Pulkau stieß, die hier in der Ausstellung nun als große Entdeckung gilt (Kat. Nr. 113). Zudem war viel Depotware zu sehen, wie etwa aus der Sammlung Thyssen-Bornemisza, nämlich jene Geburt Christi, die einstmals durch Ernst BUCHNER zugeschrieben als Original von Huber galt (Kat. Nr. 79). Schon 1967 wurde dieses Bild von Franz WINZINGER beschrieben und es ist daher sehr irritierend, dass gerade dieses provinzielle Gemälde den Weg in die Ausstellung gefunden hat. Diese wirkte in Wien jedenfalls überladen und das Hauptwerk und Sujet des Plakates, nämlich die Auferstehung Christi von der Predella des Sebastiansaltars in Sankt Florian (Kat. Nr. 76), ging in dem Samsurium unterschiedlichster Formate und Qualitäten unter und wurde m. E. zu wenig prominent präsentiert. Dennoch weckte die Ausstellung aufgrund ihres Titels großes Interesse und die unklare begriffliche Benennung der Zeitepoche eröffnete ironischer Weise nebenbei auch Nachdenkprozesse in andere Richtungen, die an und für sich gesehen ja zutiefst positiv sind.

Das Verdienst von MESSLING war, ein Hauptwerk der Ausstellung und eine Attraktion für Wien, nämlich den *Besançonner* Teil des Gebetbuchs für Kaiser Maximilian, der in den letzten Jahrzehnten jedenfalls noch nie zu sehen war, hierher zu bringen (Kat. Nr. 145). Daher ist es sehr unverständlich, warum gerade dieses ganz abseits und ungeschickt prä-

sentiert wurde, da das Original neben dem direkt daneben gezeigten digitalen Exemplar leider völlig belanglos unterging. Hinzufügen sollte man im Zusammenhang mit dem Begriff Donauschule, dass das Gebetbuch in Augsburg durch Doktor Konrad Peutinger (1465–1547) konzipiert wurde und man auch daraus ersehen kann, wie überregional schon damals mit den stilistischen Besonderheiten umgegangen wurde. Insofern ist es richtig, dass die Stilphänomene des Donau-Stils nicht nur auf das Einzugsgebiet der Donau allein zu reduzieren sind, sondern auch in anderen Regionen, in denen Österreich einstmals Einfluss nahm, vertreten sind. Hierbei muss betont werden, dass die Trennungslinie zwischen Schwäbisch und Donauschule nicht exakt gezogen werden kann, da sich beide Stilvarianten spätestens seit den Großprojekten des Kaisers um 1515 ziemlich annäherten. Dies ist in dem Gebetbuch eindeutig nachzuweisen.

Einen schönen Beitrag lieferte Alice HOPPE-HARNONCOURT, die das kleine und allerfeinstens ausgeführte Bild mit der Enthauptung des Täufers vorstellte (Kat. Nr. 116). Sie hat sich kenntnisreich mit dem Gemälde beschäftigt und die strittige Datierungsfrage bzw. Zuschreibung diskutiert. Sie hat sich auch noch mit einem weiteren Gemälde, nämlich mit der Enthauptung der heiligen Katharina von Alexandrien beschäftigt (Kat. Nr. 144), wobei die Zuschreibungsfrage im Sinne des kunsthistorischen Museums zwar beibehalten wurde, gleichzeitig aber auch andere und alternative Denkanstöße geboten wurden. Eine qualitative Handzeichnung gleichen Themas, die von Fritz KORENY Albrecht Altdorfer zugeschrieben wurde (Kat. Nr. 115), sollte die stilistischen Korrelationen zwischen beiden Werken betonen, gleichzeitig wird damit die seinerzeitige Zuschreibung des Blattes an Altdorfer durch den Rezensenten anlässlich der Ferdinand-Ausstellung in Wiener Neustadt aus dem Jahre 2003 (dort Kat. Nr. 135) bestätigt. Ebenso hat Matthias WENIGER in seinem Katalogeintrag für die Madonnenfigur von Hans Leinberger aus Landshut (1480-1531) gepunktet (Kat. Nr. 127), indem er diesen Probeguss einer verhältnismäßig kleinen Bronzeplastik in stilistischen Bezug zum Moosburger Altar stellte und dieses Kunstwerk entwicklungs-geschichtlich nach dem berühmten Ahnenbild von Albrecht von Habsburg, dessen Vor-

zeichnung von Dürer stammt, einordnete. Das schöne und noch alte Farbreste aufweisende Holzrelief von Peter Dell dem Älteren (Kat. Nr. 125) hingegen wurde mit der Ausstattungsphase der Wallfahrtskapelle Zur Schönen Maria in Regensburg in ikonografischen Zusammenhang gebracht, wofür es aber keine eindeutigen stilistischen Belege gibt.

Die ausgestellten Grafiken bildeten eine repräsentative Auswahl von Handzeichnungen und Drucken namhafter Vertreter der sogenannten Donauschule. Hier gab es neben großformatigen und repräsentativen Blättern auch eine Sektion mit Christophorus-Darstellungen der unterschiedlichsten Künstler, die MESSLING zusammenstellte. Dieses Thema bot sich geradezu an, die expressiven Tendenzen zu veranschaulichen. Leider wurden hier qualitativ recht unterschiedliche Zeichnungen präsentiert, deren zeitliche und örtliche Entstehung noch immer große Rätsel aufgeben. In diesem Zusammenhang möchte ich auf die Christophorus-Zeichnung aus Budapest hinweisen (Kat. Nr. 137), die aus dem gleichen stilistischen Umfeld stammt wie die Zeichnung mit dem Bischof (Kat. Nr. 84). Dieses dem rheinischen Künstler Hans Franck zugeschriebene Blatt belegt abermals, dass das ehemalige Vorderösterreich stilistisch sehr eng mit dem Stilempfinden entlang der Donau korreliert. Die Ausleuchtung in der Ausstellung war in vielen Bereichen jedoch miserabel. Die Schlagschatten der Passepartouts waren extrem und es kam zu einem Markiseneffekt.

Bei der Auswahl der Objekte kann man ja immer herumkriteln, man muss aber bedenken, dass die Leihfähigkeit der Museen und Sammlungen bestimmten Kriterien unterliegen, die nicht immer für den Besucher klar ersichtlich sind. Trotzdem hätte man sich mehr Qualität bei der Auswahl der Objekte gewünscht in Anbetracht der internationalen Bedeutung des Kunsthistorischen Museums. Ganz schlechte Arbeiten waren die Kat. Nrn 35, 72, 82 sowie 107. Für den lokalen Besucher wäre ein klarer Bezug zu den Kunstwerken im eigenen Land von Interesse gewesen, doch der Überhang an deutschen Kunsthistorikern und deren eingeschränktem Interesse auf diesem Gebiet musste zwangsläufig zu dieser Gewichtung führen. Man kann ihnen daraus eigentlich keinen Vorwurf machen, da der elitäre und akademische

Ansatz offenbar konträr zur lokalen Kunstgeschichte steht und sich niemand von ihnen zum Heimatforscher stigmatisieren lassen wird wollen. Daher wurde bei der Auswahl der Objekte sehr auf das heutige Bundesgebiet Deutschlands Rücksicht genommen. Da jedoch viele Objekte von eher provinzieller Natur waren, hätte man sich für das kunsthistorische Museum jedenfalls ebenso gut Objekte aus Niederösterreich vorstellen können, zumindest wäre es naheliegender gewesen, sich in der Mittelaltersammlung der Belvedere-Galerie oder in den reichhaltigen Stiftsgalerien in OÖ und NÖ umzuschauen. Die Hauptwerke dieser Ausstellung, sofern sie nicht aus großen und namhaften Museen stammten, waren die Tafeln des Moosburger Altars von Hans Leinberger (Kat. Nr. 15), das Johannesretabel vom Meister IP (Kat. Nr. 16), der ehemalige Hochaltar des Zisterzienserstiftes Zwettl (Kat. Nr. 126) und das vom gleichen Künstler besonders fein ausgeführte Epitaph der Grafen Schlick (Kat. Nr. 144), die Figur des heiligen Blasius von Andreas Lackner (Kat. Nr. 121), die Enthauptung des Täufers von Niklas Manuel Deutsch (Kat. Nr. 85), die Auferstehung Christi eines unbekanntem oberrheinischen Meisters (Kat. Nr. 80), weiters die heilige Familie von Hans Baldung Grien (Kat. Nr. 75), die Kreuzigung Christi vom sogenannten Meister von Messkirch (Kat. Nr. 36) und als Höhepunkt der Ausstellung die Tafeln des Annenaltars von Wolf Huber (Kat. Nr. 27).

Einige Ungereimtheiten müssen allerdings noch erwähnt werden, so etwa jene, dass Altdorfer zwischen zwei Gestaltungsarten wählen konnte, nämlich zwischen den deutschen Waldlandschaften und dem italienischen Stadtambiente. Dieser Gedankengang, den NOLL seinerzeit in die Diskussion einbrachte, hat sich mittlerweile so festgesetzt, sodass auch MESSLING dem nachfolgt (S. 22), wenn er schreibt, dass das Werk von Altdorfer von national konnotierten Stilidiomen dominiert sei und man demgegenüber relativ wenig Italienisches bei ihm zu finden ist. Dies geht in Anbetracht der realen politischen Umstände jedoch zu weit und entspricht nur teilweise den humanistischen Bestrebungen des damaligen Deutschland. Wie sich diesbezüglich die Ansicht verhält (S. 24), wonach der Wald als eigenständige künstlerische Errungenschaft von Altdorfer einerseits ein Symbol für die nationale Identität und andererseits für die eigene Moral im Gegensatz zur als korrupt empfundenen italienischen Stadtkultur sei, erschließt sich dem Verfasser nicht. Würde man dem folgen, dann müsste Altdorfer recht selten auf italienische Vorbilder reagiert haben, sein Œuvre allerdings spricht eine dezidiert andere Sprache, besonders in seiner Früh- und Spätzeit. Für jene, die sich mit dem Thema einfühlend beschäftigen wollen, würde der Rezensent den Ausstellungskatalog *Renaissance Venice and the North* aus dem Jahr 1999 empfehlen, in dem auch einige Altdorfer-Gemälde beschrieben werden. MESSLING behauptet weiters, dass die in der Ausstellung nicht gezeigte Satyrfamilie in Berlin (S. 24), die übrigens als das erste mythologische Gemälde der nordischen Kunst gilt, keine konkrete Botschaft besessen habe und stattdessen mit ihrem „offenen“ Inhalt nur den Assoziationen des Betrachters gedient habe. So etwas ist mir jedenfalls nicht bekannt und mit den historischen Bedingungen der damaligen Zeit sehr schwer vereinbar. Wenn die Fachwissenschaft mit ihren Erklärungsmodellen offensichtlich nicht mehr weiter kommt, dann erklärt sie alles, was für sie nicht zu entschlüsseln ist, ganz einfach zum freien Objekt nach der Devise *l'art pour l'art*. Es wäre sehr verwunderlich und man müsste an der Disziplin Kunstgeschichte zweifeln, wenn nun plötzlich auch die Giorgione-Fachleute behaupten würden, der Künstler habe in seinen Gemälden etwa mit den ‚Drei Philosophen‘ (KHM Wien) oder mit dem ‚Gewitter‘ (Academia Venedig) ohne jegliche inhaltliche Fixierung irgendetwas Fremdartiges darstellen wollen, nur um die Phantasie des Betrachters anzuregen. Da macht man es sich doch ziemlich einfach.

Matthias WENIGER erklärt in seinem Artikel die stilistischen Parallelen zwischen Altdorfer und Leinberger, ohne aber auf die näheren Umstände ihrer gegenseitigen Beeinflussung einzugehen, geschweige denn irgendeine Aussage zu tätigen, wer von beiden der Gebende und wer der Nehmende war. Auch hinsichtlich des sozialen Umfelds macht er sich Gedanken, allerdings sei die Aktenlage viel zu dünn. Das stimmt zwar, aber wenn man die Wohnhäuser in Regensburg und in Landshut vergleicht, dann kann man erkennen, dass sie in etwa den gleichen Status hatten. Der eine als nur zunftrechtlich organisierter Künstler und der andere wohl ebenso, auch wenn er

Matthias WENIGER erklärt in seinem Artikel die stilistischen Parallelen zwischen Altdorfer und Leinberger, ohne aber auf die näheren Umstände ihrer gegenseitigen Beeinflussung einzugehen, geschweige denn irgendeine Aussage zu tätigen, wer von beiden der Gebende und wer der Nehmende war. Auch hinsichtlich des sozialen Umfelds macht er sich Gedanken, allerdings sei die Aktenlage viel zu dünn. Das stimmt zwar, aber wenn man die Wohnhäuser in Regensburg und in Landshut vergleicht, dann kann man erkennen, dass sie in etwa den gleichen Status hatten. Der eine als nur zunftrechtlich organisierter Künstler und der andere wohl ebenso, auch wenn er

einige Aufträge vom bayerischen Herzogshof erhielt. Der Unterschied, den WENIGER hier sieht, ist das Faktum, dass Altdorfer im Vergleich mit Leinberger nur wenige monumentale Arbeiten ablieferte und zumeist im kleinen Format blieb. Dies ist gelegentlich auch im Werk Leinbergers zu finden, weshalb die Frage gestellt wird (S. 28), ob denn bei den individuell erscheinenden Bildinhalten die Umbrüche der Reformation schon sichtbar seien. Dazu habe ich mich mit Bezug auf das Augsburger Religionsbekenntnis schon abschlägig geäußert. Des weiteren seien gerade die kleinformigen Kunstwerke für kunst-sinnige Mäzene geschaffen worden, die das private Sammeln gefördert hätten. Dazu muss man anmerken, dass alle Bildwerke, ob nun groß oder klein, ganz klare Zweckbestimmungen hatten und erst in zweiter Linie bestimmten ästhetischen Anforderungen entsprechen mussten. Doch keiner der damaligen potentiellen Käufer hätte ein Werk einfach nur so zum Spaß erworben, denn man kennt zu dieser Zeit jedenfalls noch keine Galeriebilder. Dieses Bewusstsein kommt erst im Barock auf! Letztlich greift er nochmals die Überlegungen von SANDER auf und erkennt im Zusammenhang mit der Monumentalfigur des Albrecht Habsburg, die zwar von Leinberger geschaffen, aber von Albrecht Dürer konzipiert wurde, doch in ihm den eigentlichen *pater spiritualis*. Mit einer Entscheidung wer denn von beiden, Altdorfer oder Leinberger, stilistisch tonangebend war, tut er sich sichtlich schwer und gibt dann schlussendlich dem vermuteten Stil-Primat den aus Regensburg stammenden Altdorfer den Vorzug (S. 30).

Susanne JAEGER beschäftigte sich mit ganz ähnlichen Fragestellungen, allerdings in Bezug auf Wolf Huber und den Meister IP, die zumindest im Falle Feldkirch und Annenaltar gemeinsam an einem Auftrag arbeiteten, wobei Huber der Generalunternehmer war und somit den Stil vorgeben konnte. Eine intelligente Bemerkung lies aufhorchen, da JAEGER im Zusammenhang mit den Architekturen in den Bildern oder in den diversen Reliefs davon sprach, dass es hier nicht um perspektivisch konstruierte Räume, sondern um Stimmungsräume von christologischer oder ikonografischer Bedeutung gehe (S. 39). Dies wäre auch ein wichtiger Hinweis auf Albrecht Altdorfer und insbesondere auf die Tafel mit der Mariengeburt in München. In diesem

ausgezeichneten Aufsatz beschrieb sie auch sehr eindrücklich die Stilmischung in Niederbayern, wobei sie richtigerweise zur Ansicht kam, dass Wolf Huber – zumindest nach dem Wegbruch der kaiserlichen Aufträge – Altdorfer beeinflusst habe. Das konnte man auch in der Ausstellung nachvollziehen, in der das berühmte Weihnachtsbild von Altdorfer (Kat. Nr. 77) und das wenig früher entstandene Abschiedsbild von Huber (Kat. Nr. 25, dat. 1519) – beide im Besitz des Kunsthistorischen Museum – ausgestellt waren.

Das Gegensatzpaar Dürer – Donauschule griff SANDER dann nochmals in seinem Hauptartikel auf, der in Summe ein ausgezeichnetes Bild der ersten drei Dekaden des sechzehnten Jahrhunderts darbot. Dennoch ist der Rezensent nicht mit allen Details einverstanden. Etwa mit jenem, wonach Dürer mit seinen Proportionsstudien Einfluss auf Huber und den Meister IP nahm, was aber nicht ganz nachvollziehbar ist, aus dem einfachen Grund, dass diese erst relativ spät verfügbar waren und vor der Publikation im Atelier zunächst verschlossen blieben. Dennoch – wie dies gezeigt wurde – hat Dürer die Proponenten der Donauschule vor allem durch seine Grafikproduktion nachhaltig beeinflussen können. Das wurde sehr schön anhand seines Holzschnittes ‚Reiter mit Landsknecht‘ (Kat. Nr. 5) und dem Kupferstich mit ‚Falknerin zu Pferd‘ (Kat. Nr. 6), die eigentlich eine Mäßigungsallegorie darstellt, veranschaulicht. Bei den Reliefs des Moosburger Altars (Kat. Nr. 15) wiederum konnte man sehen, dass die Erzählstruktur und die dekorativen Mittel den Tafeln des Sebastiansaltars in Sankt Florian (OÖ) sehr ähnlich sind. Daran erkennt man, dass nicht nur der Meister IP, sondern auch Albrecht Altdorfer den antiquarischen Repräsentationsstil während der Regierungszeit Kaiser Maximilians aufgriff und vehement vertrat. Hier herein passen die Ausführungen von Jiri FAJT und Markus HÖRSCH zum Johannesretabel aus der Prager Teynkirche (Kat. Nr. 16), das ebenso ein antiquarisches Kunstwerk ist und das bislang allerdings zu spät datiert wurde. Die nun erörterte Datierung um 1520 würde viel besser mit dem antiquarischen Repräsentationsstil Maximilians von quattrocentesken Ausmaßen harmonieren. Jochen SANDER kommt dann nochmals im Zusammenhang mit dem Annenaltar (Kat. Nr. 27) auf den Verbrei-

tungsgrad des Donaustils zurück und verweist auf das Altarretabel eines niederrheinischen Meisters, das im Museum Kunstpalast in Düsseldorf aufbewahrt wird und das seinerzeit WINZINGER in Verkennung der historischen Abläufe als Arbeit eines namentlich unbekanntes Schülers von Wolf Huber bezeichnete.

Die Ausstellung war nicht ganz ausgewogen und in Wien wurde die Thematik in weiten Bereichen für den Nichtexperten jedenfalls zu wenig klar strukturiert. Man benötigte ziemlich viel Basiswissen, um sich in den überladenen Räumen zurechtzufinden und um Qualität von den provinziellen Arbeiten zu unterscheiden. Dennoch war die Idee sehr interessant und anregend für alle, die sich mit dem Thema beschäftigen. Man kann die gesamte Kunst entlang der Donau erkunden wie auch die Kunst aus dem ehemaligen Vorderösterreich, das die Gebiete längs des

Oberrhens umfasste. Den Personalwerken von Altdorfer und Huber fehlten hierbei oft die Verbindungen untereinander, weswegen man einen relativ guten Überblick benötigte, um die gesamte Entwicklungsgeschichte dieser Kunst oder Schule nachzuvollziehen. Leider wurde diese Epoche – auch in dieser Ausstellung – noch nicht in ihrer Gesamtheit offengelegt, viel eher wurden nur einzelne Phasen hinsichtlich stilistischer oder ikonografischer Übereinstimmungen benannt. Dafür hätte es eines neuen terminologischen Ansatzes bedurft, der aber – wie schon erwähnt – aus mir unverständlichen Gründen nicht aufgegriffen wurde. Gefehlt hat der Bezug jedenfalls zur österreichischen Kunstproduktion, die – anhand der vorhergegangenen Kataloge – relativ einfach zu integrieren gewesen wäre.

Mathias F. Müller

Armin Gugau, Untersuchungen zum Landshuter Erbfolgekrieg von 1504/1505. Die Schäden und ihre Behebung, München: Utz Verlag 2015; 373 S.; ISBN 978-3-8316-4387-5.

Der Versuch des Verfassers die durch den Landshuter Erbfolgekrieg verursachten Schäden und deren Behebung quellenkritisch zu erfassen, ist einer jener seltenen Versuche aus der ‚großen‘ Geschichte des 16. Jahrhunderts in den Mikrokosmos des täglichen Lebens einzudringen, um die Folgen der ‚großen‘ Politik aufzuzeigen, um dann die Rückwirkungen der Mikrowelt auf die Makrowelt zu untersuchen. Entsprechend aufwendig war schon die Quellenrecherche, wie das ungewöhnlich umfangreiche Verzeichnis ungedruckter (S. 8–14) und gedruckter (S. 15 ff.) Quellen erkennen lässt.

In der Einleitung breitet Gugau die Quellen- und Literaturlage zum Landshuter Erbfolgekrieg aus (S. 40–52). Gugau begründet hier auch, dass er sich bei seiner Untersuchung hauptsächlich auf den bayerischen Raum konzentriert, da ansonsten der Rechercheaufwand überbordend geworden wäre, und dadurch die Tiefe der Recherche gelitten hätte (S. 46). Den Hauptteil seiner Arbeit leitet er dann mit einer ausgiebigen Schilderung der Ursachen, des Verlaufes, der Kriegsführung und des politischen Endes dieses Krieg-

es ein (S. 53–81). Den meisten Raum der Arbeit nimmt das Kapitel über die Schadensbilanz ein (S. 82–264). Dabei erscheint die Aussage, dass die Personalverluste durch die Kampfhandlungen und durch die Kriegsfolgen, insbesondere durch die Zerstörung der bäuerlichen Lebensgrundlagen, Dimensionen erreichten, die denen der durch den dreißigjährigen Krieg verursachten, durchaus entsprachen, besonders bemerkenswert (S. 82–87). Nach einem kurzen Exkurs über die kaum abzuschätzenden Verluste an Kulturgütern (S. 87 ff), folgt die weitestgehend auf archivalischem Material ruhende Auflistung der materiellen Schäden, gegliedert nach den zeitgenössischen Herrschaftseinheiten (S. 89–181). Daran schließt sich eine Liste aller erwähnter Orte in moderner Schreibweise und Zuordnung nach heutiger Verwaltungsgliederung (S. 182–264). Dabei ergeben sich zwangsläufig Redundanzen bei der Nennung der Belege: Im Abschnitt über die zeitgenössischen Herrschaftseinheiten werden alle Belege zu jedem Ort in Zusammenhang mit dem Krieg aufgeführt, während im folgenden nur jene zum Teil deckungsgleichen Belege

genannt werden, die die Art der Schädigung des jeweiligen Ortes nennen. Dadurch wird die praktische Benutzbarkeit der Verzeichnisse aber deutlich erhöht.

Das in den beiden katalogartigen Abschnitten zusammengetragene Material wird dann einer eingehenden Analyse unterzogen (S. 265–288), an die sich der Abschnitt über die Behebung der Schäden in der Nachkriegszeit anschließt (S. 289–322).

Die Zusammenfassung (S. 323–328), ein Quellenanhang, ein bisher ungedrucktes Verzeichnis der Schäden in den Ämtern der Kur- und Oberpfalz zur Vorlage auf dem Kölner Reichs-

tag (S. 329–335), und das Register runden die Arbeit ab (S. 336–373).

Es sind nicht spektakuläre Ergebnisse, die diese Arbeit wichtig machen, sondern es ist der Handbuchcharakter: Jede historische Beschäftigung mit dem altbayerischen Raum am Beginn der Neuzeit, wird die Details und die Ergebnisse dieser Studie berücksichtigen müssen, da Gugau überzeugend die tiefgehende Wirkung des Landshuter Erbfolgekrieges für den bayerischen Raum aufzeigt.

Heinrich Wanderwitz

Katrin Keller – Paola Molino, Die Fuggerzeitungen im Kontext. Zeitungssammlungen im Alten Reich und in Italien (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband 59), Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau Verlag 2015; 235 S.; ISBN 978-3-205-20097-0.

Seit langem sind handschriftliche Zeitungen, so genannte „Fuggerzeitungen“, ein fester Begriff der Mediengeschichte. Entstanden ist diese Form der Nachrichtenübermittlung wohl in Italien, von wo aus sie sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts über die Alpen verbreitete. Gerade in den letzten Jahren hat sich die Forschung zu dieser Frühform der Zeitung entscheidend intensiviert. Die weitestgehend größte Sammlung dieser handschriftlichen Zeitungen, die heute in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien verwahrt wird und etwa 15.000 Einzelstücke zählt, wurde im Rahmen eines vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützten Forschungsprojekts in den Jahren 2011 bis 2015 bearbeitet. Sie ist heute in digitaler Form zugänglich und erlaubt zielgerichtete Suchanfragen ebenso, wie das (virtuelle) Blättern in diesem umfangreichen Bestand¹. Der anzuzeigende Band stellt die Ergebnisse des Forschungsprojektes vor. Er gliedert sich in folgende Abschnitte: Nach einer Einleitung (7–10) folgt ein von Katrin Keller erarbeiteter Überblick zu den Fuggerzeitungen („Die Fuggerzeitungen als geschriebene Zeitungen“, 11–47)². Hier wird nicht nur die For-

schungsgeschichte zu diesem Medium detailliert erörtert und auf die Begrifflichkeit „Fuggerzeitungen“ eingegangen, sondern überdies Verhältnis von geschriebenen und gedruckte Zeitungen bestimmt. Keller stellt dabei insbesondere heraus, „dass geschriebene Zeitungen ein relativ frei zugängliches Element der Medienlandschaft waren“ (34 f.). Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts stand dieses Medium zumindest den zahlungskräftigen Eliten zur Verfügung. Sie dienten aber nicht nur der Unterrichtung von Einzelpersonen und Gemeinschaften, sondern wurden, wie auch die erhaltenen Bestände zeigen, verschiedentlich gesammelt und aufbewahrt. Die Texte konnten aber durchaus auch als Grundlage für kommerzielle Überlegungen dienen und Eingang in Druckwerke finden. Der hieran anschließende Abschnitt, für den abermals Katrin Keller verantwortlich zeichnet („Zeitungs-sammlungen im Alten Reich. Umriss einer Medienlandschaft“, 48–98) skizziert die Verbreitung auf dem Gebiet des Alten Reiches. Dabei setzt sie einzelne Sammlungen miteinander in Beziehung. Augsburg nahm für die Produktion und Verbreitung der Zeitungen eine besondere Rolle ein, das stellt Keller nochmals dezidiert heraus. Paola Mo-

¹ <http://fuggerzeitungen.univie.ac.at/>

² Es handelt sich hierbei um die gekürzte Fassung eines bereits 2012 publizierten Artikels der Verfasserin: Katrin KELLER, Die Fuggerzeitungen. Ein Literaturbericht, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 14 (2012) S. 186–204.

lino hat die folgenden Abschnitte erarbeitet, welchen den Blick weiten. Unter dem Titel „Die Fuggerzeitungen: zwei Seelen, ein Leib“ (99–136) analysiert Molino die zahlreichen in deutscher und italienischer Sprache vorliegenden Zeitungen. Sie stellt fest, dass es sich dabei um „unterschiedliche sprachliche und kulturelle Varianten desselben Mediums“ handelte, die ein Beleg für die „komplexe Informationslandschaft“ mit unterschiedlichen Lesergruppen sind (136). Sodann wird die Überlieferung dieser Texte in italienischen Sammlungen in den Blick genommen („Sibenbürgischen carriers mündtlich anzaigen – Per lettere di Transilvania. Die Fuggerzeitungen im Kontext italienischer Sammlungen“, 137–183). Dabei stehen die Sammlungen der Großherzöge von Toskana (heute im Staatsarchiv in Florenz) sowie die Sammlung der Herzöge von Urbino (in der Vaticana in Rom) im Mittelpunkt. Molino beobachtet nicht nur eine Ausweitung des geographischen Gebietes der Berichterstattung, sondern kann mit der Ausweitung der Nachrichten auch eine gewisse „formale und mediale Standardisierung“ konstatieren (177). In einem Anhang führt Katrin Keller die Über-

lieferungssituation der Fuggerzeitungen im Alten Reich vor Augen („Zeitungen im Alten Reich – ein vorläufiges Verzeichnis, 184–196). Von Augsburg bis Wolfenbüttel werden die Institutionen aufgeführt, welche heute handschriftliche Zeitungen in ihren Beständen nachweisen. Als Marginalie kann hier vielleicht noch angemerkt werden, dass sich ein Einzelstück auch in der Staatlichen Bibliothek Regensburg befindet³. Verschiedene Verzeichnisse, darunter ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (200–227) sowie ein Orts- und ein Personenregister beschließen diesen sehr wertvollen Band. Keller und Molino weisen nicht nur auf die Bedeutung dieser Quellengattung hin, sondern zeigen einmal mehr, dass der Medienwechsel nach Erfindung des Buchdrucks keineswegs abrupt erfolgte. Lange Zeit bestanden (in einigen Lebensbereichen kann man auch im Präsens sprechen: bestehen noch!) Handschrift und Druck nebeneinander her. Ein Schelm, wer an unsere Gegenwart und die im Gange befindliche Medienrevolution denkt!

Bernhard Lübbers

³ Vgl. die Miszelle des Verfassers im Jahrbuch für Buch- und Bibliotheksgeschichte 1 (2016) S. 174–177.

Edith Feistner – Alfred Holl (Hg.), *Erzählen und Rechnen in der frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Blicke auf Regensburger Rechenbücher*. Unter redaktioneller Mitarbeit von Jenny Huber und Nina Prifling (Regensburger Studien zur Literatur und Kultur des Mittelalters 1) Münster: LIT.verlag 2016; 514 S.; ISBN 978-3-643-13172-0.

Es handelt sich bei dem hier zu besprechenden Buch um den ersten Band der bereits 2013 eröffneten Reihe ‚Regensburger Studien zur Literatur und Kultur des Mittelalters‘. Während sich der bereits erschienene zweite Band und der demnächst erscheinende dritte Band mit hochmittelalterlichen Themen beschäftigen, führt der erste Band an die zeitliche Grenze des Mittelalters und darüber hinaus, in die frühe Neuzeit bis ins 17. Jahrhundert. Dabei widmete er sich auch einer Grenzthematik, den mathematischen Textaufgaben, denen sich die Autoren dieses Sammelbandes nicht nur interdisziplinär, sondern auch besonders systematisch annähern. Hier liegt nicht einer jener Sammelbände vor, in denen die Autoren neues oder auch schon publiziertes zu einem Themen-

komplex mehr oder weniger willkürlich vorlegen, sondern die die Herausgeber achteten offensichtlich exakt darauf, dass dem Leser ein systematischer Zugang zu diesem doch recht ungewöhnlichen Forschungsfeld, auch in seiner Ambivalenz zwischen Germanistik und Mathematikgeschichte, ermöglicht wird.

So findet sich nach einer knappen Einführung (S. 1–5) ein sehr hilfreiches Glossar der beiden Herausgeber Edith Feistner und Alfred Holl zu zentralen Begriffen aus der Germanistik, der Buchkunde, des Kaufmannswesens und zu mathematikgeschichtlichen Grundbegriffen (S. 5–12). Hier sei zu S. 9, Anm. 6 bemerkt: Die Regensburger Pfennige gab es nicht erst seit 1290, sondern kontinuierlich seit dem Ende des 9. Jahrhunderts bis 1409. Der Regensburger Pfennig,

mit dem die Rechenmeister des 16. Jahrhunderts rechneten, war ein Sondernominal der bayerischen und reichischen Münzordnungen, denen die Reichsstadt Regensburg seit 1510 folgte.

Nach zwei allgemeinen Überblicksaufsätzen über ‚Entstehung der arithmetisch-algebraischen Symbolik‘ von Ulrich Reich (S. 15–34) und über ‚Ausbildung und fachliche Kontrolle der deutschen Rechenmeister vor dem Hintergrund ihrer Herkunft und ihres sozialen Status‘ von Ivo Schneider (S. 35–62), folgt der erste methodisch weitgehend geschlossene Abschnitt über ‚Nicht-mathematische Perspektiven auf mathematische Textaufgaben‘ (S. 63–198). In drei Abschnitten betrachtet Edith Feistner die mathematischen Textaufgaben unter verschiedenen germanistischen Blickwinkeln bzw. Fragestellungen (S. 63–152). Lis Brack-Bernsen und Christiane Thim-Mabrey untersuchen ‚Textaufgaben im Vergleich der Zeiten‘ (S. 153–178) und Birgit Freyni wirft einen ‚Blick nach Erfurt‘, auf ‚die Rechenbücher von Adam Ries und Heinrich Schreiber (Grammateus)‘ (S. 179–198).

Der nächste große Abschnitt ist überschrieben: ‚Biographische Perspektiven: Rechenmeister in Regensburg und ihre Werke‘ (S. 199–318). In seinem Überblicksaufsatz stellt Alfred Holl die Regensburger Rechenmeister in ein Kontinuum der süddeutschen Mathematik, beginnend mit dem St. Emmeramer Mönch Friedrich Amann (†1465) und unter Einbeziehung einer „Clavis arithmetica“, die 1658 anonym in Regensburg erschienen ist, vergisst er auch nicht den Dombaumeister Mathäus Roriczer (*~1440 – †~1495), dessen drei Druckwerke ‚Von der Fialen Gerechtigkeit‘, das sogenannte ‚Wimbergbüchlein‘ und die ‚Geometria deutsch‘, die alle in der 2. Hälfte der 80er Jahre des 15. Jahrhunderts erschienen sind und tief in die Geometrie hineinreichen, zu erwähnen (S. 199–226). Es sei hier beiläufig angemerkt, dass die neueste Monographie zu Roriczers Werk ‚Wolfgang Strohmayer, Mathäus Roriczer – Baukunst-Lehrbuch, Hürtgenwald 2009‘, im Literaturverzeichnis nicht genannt wird. Nun folgen mehr oder weniger umfangreiche biographische Skizzen der Regensburger Rechenmeister und knappe Beschreibungen von deren Werken: Menso Folkerts beschäftigt sich mit einer Handschrift aus dem Münchner Georgianum (4^o

Ms 50), die wahrscheinlich eine Algebra des Peter Apian (*1495/1501 – †1552) enthält (S. 227–240). Edith Feistner und Alfred Holl beschreiben Leben und Werk des Rechenmeisters Johann Kandler (*~1530 – †1600) und des Rechenschülers Bartholomäus Fuchs (*1578 – †1653), der in zwei Handschriften seine Auseinandersetzung mit Kändlers Rechenbuch hinterlassen hat (S. 241–258). Im Folgenden beschäftigt sich Rudolf Haller mit Anton Neudörffer (*1571 – †1628) (S. 259–278), Menso Folkerts mit Georg Wendler (*1619 – †1688) (S. 279–294) und Johann Gruber mit Georg Heinrich Paritius (*1675 – †1725) (S. 295–318).

Die folgenden beiden Großabschnitte gehen die Textaufgabenproblematik aus mathematikgeschichtlichen Perspektiven an. In drei gesonderten Artikeln behandelt Alfred Holl arithmetische Textaufgaben von besonderer Originalität (S. 319–334), dann solche mit Bezug zu Regensburg (S. 335–356) und schließlich mathematisch äquivalente Textaufgaben (S. 357–374). In einem vierten Beitrag handelt Yvonne Stry über Kändlers Zahlenrätsel und Wendlers Lösung (S. 375–396).

Schließlich werden noch die übrigen quadrivialen Fächer, Geometrie, Astronomie und Musik soweit sie in den Rechenbüchern Erwähnung finden, behandelt. Eingeleitet wird dieses Kapitel aber durch eine Arbeit von Alfred Holl und Sandra Rausch ‚Die beiden ältesten gedruckten deutschen Buchführungsanleitungen‘ (S. 397–412). Dieses Kapitel hat nichts mit Regensburg zu tun und ist eigentlich zur Abrundung des arithmetischen Teils, der stark vom kaufmännischen Rechnen bestimmt ist, gedacht. Im darauffolgenden Abschnitt geht es mit dem Aufsatz von Alfred Holl, Geometrische Textaufgaben (S. 413–430), wieder um die Regensburger Rechenbücher, ebenso im nächsten Beitrag von Andreas H. Segerer und Alfred Holl, Astronomie in Regensburg(er Rechenbüchern) (S. 431–462), der nach einer kurzen Einleitung mit einem Überblick über die Entwicklung der Astronomie in Regensburg vom Frühmittelalter bis in die Neuzeit, einschlägige Textaufgaben behandelt. Nur wieder ganz am Rande hat der Beitrag von Dieter Haberl und Alfred Holl ‚Arithmetica applicirt oder gezogen auff die edel kunst Musica. Musiktheoretisches Rechnen bei Heinrich Schreiber (Henricus Grammateus) und des-

sen Rezeption' (S. 463–502) mit Regensburg zu tun: denn lediglich eine ungedruckte Textaufgabe von Anton Neudörffer nimmt auf Heinrich Schreibers musik- und mathematiktheoretisches Werk Bezug (S. 495–498).

Der Abbildungsnachweis (S. 503) und die Liste der Autorinnen und Autoren (S. 504) schliessen das Buch ab.

Den beiden Herausgebern ist es gelungen, für die Textgattung gedruckte Rechenbücher mit Focus auf Regensburg ein interdisziplinäres Lesebuch zu schaffen, das methodisch und sachlich einwandfrei gearbeitet ist und dem Benutzer einen relativ umfassenden

Zugang zu den unterschiedlichen Problemfeldern dieser Thematik erlaubt. Man hätte sich an mancher Stelle eine intensivere Verknüpfung der lokalen Verhältnisse in die allgemeine süddeutsche Entwicklung gewünscht. Der Mangel an Vorarbeiten zur Regensburger Schulgeschichte lässt dieses allerdings kaum zu. Umso begrüßenswerter ist, dass mit Studien zu Einzelbereichen dieses Forschungsfeld neu eröffnet wird. Auch und gerade deshalb vermisst man ein umfassendes Register schmerzlich.

Heinrich Wanderwitz

Werner Schrüfer, „... dieses im ganzen Landt wahrhafft ärmteste Clösterl...“. Das Stadtamhofer Augustinerchorherrenstift St. Mang zwischen Dreißigjährigem Krieg und Säkularisation (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Beiband 26) Regensburg: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte 2016; 307 S.; ISSN 0945-1722.

Ist im landesgeschichtlichen Diskurs von Augustiner-Chorherren die Rede, fallen einem bedeutende Klöster ein: Rohr, Dießen, Herrenchiemsee, Baumburg, Dietramszell, Polling, St. Nikola in Passau und einige mehr. Auch St. Mang im heutigen Regensburger Stadtteil Stadtamhof war ein Konvent der Augustiner-Chorherren. Doch im Vergleich zu den Einrichtungen ihrer Ordensgenossen in den genannten Orten waren die Stadtamhofer Augustiner – diese Zuspitzung sei erlaubt – arme Bettelbrüder. Um ihre Institution war es in der frühen Neuzeit in ökonomischer Hinsicht so schlecht bestellt, dass sie in der Geschichte seines Ordens geradezu ein Kuriosum darstellt. Der Titel, den Werner Schrüfer für seine Studie über dieses Kloster gewählt hat, spricht für sich: „... dieses im ganzen Landt wahrhafft ärmteste Clösterl...“ Klösterl – diese Diminutivform tritt in den Quellen immer wieder zutage und meistens ist sie mit einem Attribut versehen, das den desolaten Zustand dieses Klösterleins beschreibt. Sogar die Quellenlage ist als kläglich zu bezeichnen, denn im Gegensatz zu anderen Einrichtungen der Augustiner-Chorherren ist zuverlässiges und auskunftreiches Material wie etwa Rechnungsbücher oder Personallisten nicht überliefert. Schrüfer, der in St. Mang als Pfarradministrator wirkt und dem Regensburger Domkapitel als Domvikar zugeordnet ist, hat in zwei Dutzend Archiven

aufgespürt, was noch über das Kloster St. Mang zu finden ist, und dieses Puzzle zu einer stattlichen Monografie zusammengefügt. Sowohl die inneren Verhältnisse wie die äußeren Beziehungen leuchtet er mustergültig aus.

Dass die Quellenstudien nicht nur im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg besonders ertragreich waren, sondern auch im Bayerischen Hauptstaatsarchiv und hier in kurbayerischen Beständen, liegt an der politischen Bedeutung, die dieses Kloster für die Landesherrn in München hatte. Durch seine Lage unweit der Steinernen Brücke bildete es einen letzten katholischen Pfeiler vor den Toren der protestantischen Reichsstadt Regensburg. Ihn aufzugeben, wäre ein fatales Signal gewesen.

Im Jahr 1633 wurde Stadtamhof und damit auch das Kloster St. Mang von den Schweden zerstört. Seither kam es kaum mehr auf die Beine. 91 Jahre später erlebte Propst Aquilin Münsterer die Hilfe des Landesherrn, und er schilderte dabei seine Notlage in Worten, die Schrüfer Anlass geben zu insinieren, sie könnten „maßlos übertrieben“ gewesen sein (S. 33). Münsterer schrieb, er sei „bey etwan sich ereigneten starcken Windt kein Viertelstundt gesichert“, da bei kräftigen Stürmen „das ganze Clösterl sambt allen anderen Gebäuen unuß yber den Kopf zusammen geworfen, und nebst unuß ins gesamt auch alles Viech erschlagen würdt“.

Berücksichtigt man die Augenzeugenberichte aus den anderen Jahren, klingen die Ausführungen des Propstes allerdings einigermaßen realistisch. Der Kurfürst reagierte schnell und verpflichtete andere bayerische Klöster, die Stadtmhofer Augustiner-Chorherren zu unterstützen. So entstand das Kloster neben der 1697 errichteten St.-Andreas-Kirche, der Pfarrkirche der heutigen Pfarrei St. Mang. Das ehemalige Kloster beherbergt heute die Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik.

Im Untersuchungszeitraum hatte es mit neun Konventualen zahlenmäßig seine größte Belegschaft. Aufgrund des überschaubaren Personals wird die Lektüre keineswegs ermüdend, sondern geradezu erfrischend, wenn Schrüfer Biogramme über die einzelnen Geistlichen in den Hauptteil seiner Studie integriert. Da ist von einem Pater Johannes zu lesen, der Geld versoffen und sich mit Frauen eingelassen habe, und von einem Pater Magnus Steinberger, der ein übler Streithansl gewesen sein muss. Die Undisziplinierten der Religiösen sind in einem eigenen Kapitel ausgeführt. Schrüfers Detailbeobachtungen lassen aufmerken: In der Klausur wurde flei-

big Billard gespielt, und bierseliges Volk war zugegen.

Werner Schrüfer käme nicht in den Sinn, in der Veröffentlichung einer kirchlichen Schriftenreihe solche Befunde mit dem Mantel der Diskretion zu umhüllen. So klein das Kloster St. Mang in Stadtmhof war, so schillernd wirkt es in dieser kundigen Studie. Was man den Augustiner-Chorherren von St. Mang, so misslich ihre Lage auch war, zweifelsohne attestieren muss, ist Selbstbewusstsein. Mal boten sie anderen Ordensgemeinschaften wie den Benediktinern von St. Emmeram die Stirn, mal versuchten sie den Geistlichen Rat in München auszutricksen, mal riefen sie mit ihrer Misswirtschaft das Regensburger Konsistorium auf den Plan. Das kleinste und wohl auch kurioseste Kloster der Augustiner-Chorherren im frühneuzeitlichen Bayern hat mit Schrüfer einen Autor gefunden, der seine Geschichte ernsthaft, akribisch und im eingängigen Erzählstil eines versierten Homiletikers aufbereitet. Für diese Kloster-Geschichte drängt sich das Prädikat „sehr lesenswert“ auf.

Rudolf Neumaier

Astrid Dröse, Georg Greflinger und das weltliche Lied im 17. Jahrhundert (Frühe Neuzeit 191) Berlin/ München/ Boston: De Gruyter 2015; 417 S.; ISBN 978-3-11-036336-4.

Georg Greflinger, geboren um 1620 in Neunburg vorm Wald, gestorben um 1677/78 in Hamburg, zählt – nimmt man das Verzeichnis der Drucke in Dünnhaupts monumentalbibliographie als Maßstab¹ – unzweifelhaft zu den produktivsten Autoren des 17. Jahrhunderts; in einer Ranking-Liste läge er gar auf „Platz 3“ (S. 347). Frühen Literaturhistorikern wie Erdmann Neumeister (*De Poetis Germanicis*, 1695) und Johann Christoph Gottsched (*Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, 1732) ist sein Name noch ein Begriff, danach gerät er zunehmend in Vergessenheit; in literaturgeschichtlichen Untersuchungen neuerer Zeit taucht er, wenn überhaupt, nur als Marginalie auf – freilich in

unterschiedlichen Kontexten, welche die Vielseitigkeit des Schriftstellers unterstreichen: als Übersetzer, als Chronist seiner Zeit, als politischer Autor, als Gelegenheits- und als Lieddichter. Eine intensivere Beschäftigung mit Greflinger setzt erst wieder mit der Zeitungs- und Presseforschung in den 1960er und 1970er Jahren ein, die ihn als „Journalisten“ profiliert; seit 1665 redigiert er in Hamburg den zweimal wöchentlich erscheinenden *Nordischen Mercurius*, eine Zeitung, die in der entstehenden Presselandschaft Deutschlands journalistische Maßstäbe setzt. Trotzdem ist Greflinger in der Frühneuezeitforschung weitgehend ein Unbekannter geblieben.

Die vorliegende, zweiteilig aufgebaute

¹ Gerhard DÜNNHAUPT, Personalbibliographien zu den Drucken des Barock. 2., verb. und wesentlich verm. Aufl. des Bibliographischen Handbuchs der Barockliteratur, 6 Tle., Stuttgart 1990–93, hier Tl. 3 (1991), S. 1680–1751.

Studie (zugleich Diss. München 2013) legt unter kulturhistorischer Perspektive den Akzent auf Greflingers musikalische Textproduktion, wobei insbesondere seine Sammlung *Seladons weltliche Lieder* (1651), der ein exemplarischer Status für die zeitgenössische (volkssprachige) Lieddichtung zugewiesen wird, eine eingehende Analyse erfährt; nur diesem Liederbuch hat Greflinger musikalische Notationen beigegeben. Gegen den (offenbaren) Anspruch der Verfasserin, Greflingers außerordentliche Bedeutung für das weltliche Barocklied zur Geltung zu bringen (vgl. S. 12), aber richten sich die Befunde der Untersuchung:² Zu einem größeren Teil erweisen sich die Lieder als Übersetzungen und/oder Bearbeitungen zeitgenössischer Dichtungen sowie als Neu- oder Nachdichtungen auf bereits bekannte und populäre Melodien; gering ist die Zahl „einfacher“ Eigenkompositionen (S. 264), zumeist sog. Generalbasslieder, „eine musikalische Modegattung des mittleren 17. Jahrhunderts“ (S. 271).

Der Analyse seines Liedschaffens (Teil II) ist der Versuch einer „intellektuellen Biografie“ (Teil I) vorangestellt, die Greflinger als einen Repräsentanten eines neuen Autorentypus: des „Berufsschriftstellers, der seine Existenz sozusagen aus der Feder bestreitet“ (S. 5), Konturen verleihen will. Unzweifelhaft ein Desiderat, zudem ein schwieriges Unterfangen, finden sich doch nur vereinzelt archivalische Quellen oder Ego-Dokumente. Die Methode, die Dröse für eine biografische Rekonstruktion wählt, ist allerdings – gerade mit Blick auf die empirische Belastbarkeit – problematisch: Sie stützt sich vornehmlich auf die poetischen Texte selbst, denen sie „im Bewusstsein ihrer literarischen Gemachtheit [...] die Qualität von ‚Ego-Dokumenten‘“ (S. 9) zuschreiben möchte. Ob fiktionale Aussagen des Dichters-Ichs, das zudem in der topischen Gestalt des Schäfers Seladon auftritt, als Aussagen des empirischen Autors gelesen werden dürfen, ist ein zumindest dis-

kussionswürdiges Verfahren.³ Ein komplex(er)es Bild ließe vielleicht der Blick auf die Paratexte der poetischen Dichtungen und Gelegenheitschriften entstehen, die nicht nur Aufenthalts- und Wirkungsorte, sondern auch persönliche und professionelle Beziehungen, Schreibanlässe und Darstellungsabsichten nachvollziehbar und begreiflich machen.

Trotz dieser Einwände bleibt Dröses Studie verdienstvoll – gerade auch im Kontext der regionalen Literaturgeschichtsschreibung. Jenseits der „Höhenkammliteratur“ lenkt sie den Blick auf einen eher randständigen, in Vergessenheit geratenen Autor, dessen Werke aber einiges Anschauungsmaterial bereithalten, das aus einer durchaus peripheren Perspektive heraus wichtige Ergänzungen des scheinbar abgerundeten literaturwissenschaftlichen Epochenbildes zu bieten vermag. Nicht zuletzt mag die Untersuchung für den oberpfälzischen „Literaturgeographen“ die Wiederentdeckung und Wiederbegegnung mit einem Barockautor einleiten, der – nach Aussage eines Lobgedichts aus dem Jahr 1654 – an der Regensburger Poetenschule „in die Bücher“ getrieben wurde.⁴

Als Kuriosum am Rande sei erwähnt, dass Günter Grass der germanistischen Dissertation ein kurzes Vorwort beigegeben hat. Überraschend – und in diesem Fall doch auch nicht: In seiner Erzählung *„Das Treffen in Telgte“* (1979), einer verschlüsselten Beschreibung der legendären Zusammenkünfte der „Gruppe 47“, lässt er auch Georg Greflinger auftreten, einen Poeten, der – in seinen Worten – „gen Hamburg zieht, [um] dort ein Wochenblatt herauszugeben“. Gemeint ist unverkennbar der damalige SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein, ein oftmaliger Gast im Kreis der Schriftsteller. Zugleich aber hat Günter Grass damit dem Barockautor aus der Oberpfalz ein kleines literarisches Denkmal gesetzt.

Manfred Knedlik

² Siehe die Rezension von Annika REICHENBERGER, in: *Zeitschrift für Germanistik* NF 26 (2016) S. 152 f.

³ Zur Diskussion siehe Tilmann KÖPPE, *Fiktionalität in der Neuzeit*, in: Tobias KLAUK – T. KÖPPE (Hg.), *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Berlin 2014, S. 419–440.

⁴ Zit. nach Franz HEIDUK, *Georg Greflinger – Neue Daten zu Leben und Werk*, in: *Daphnis* 9 (1980) S. 191–208, hier S. 192.

Peter Styra, Eine Karriere durch die Post. Die Standeserhebungen des Hauses Thurn und Taxis (Thurn und Taxis Studien. Neue Folge 4) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014; 212 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-2518-5.

Das habsburgische Großreich brachte seinen Untertanen zweifelsohne in mancherlei Hinsicht politische, wirtschaftliche und kulturelle Vorteile. Den Mittelpunkt bildete ein Gravitationszentrum fürstlicher Macht, das auf die gesamte Gesellschaft ausstrahlte. In diesem System vollzog sich – durchaus nicht so bruchlos, wie Norbert Elias es haben wollte – die Genese der höfischen Gesellschaft, wobei sich gerade für aufstiegswillige und -fähige Adelskreise nicht unerhebliche Chancen eröffneten: jenseits der Herkunft erwiesen sich neuartige ‚Qualifikationen‘, nämlich Leistungen und Verdienste für den Potentaten, zunehmend als karrierefördernd.

Unter dieser Prämisse zeichnet die vorliegende Studie, hervorgegangen aus einer Dissertation an der Universität Regensburg, den Aufstieg der Bergamasker Sippe der Taxis, deren aristokratische Herkunft bis heute nicht gesichert ist, bis in die höchsten Adelskreise nach. Detailreich, unter genauer Kenntnis der archivalischen Überlieferung verfolgt Styra die Adelskarriere von Franz von Taxis (1459–1517) bis Carl Anselm (1733–1805). Meilensteine setzten die Erhebung in den Reichsadelsstand (1512), die Aufnahme in den Freiherren- und Grafenstand (1608 und 1624) und die Verleihung des Postlehens in männlicher und weiblicher Folge (1615 und 1621); die Erhebung in den Reichsfürstenstand durch Kaiser Leopold I. bedeutete 1695 den Aufstieg in die Reihe der ersten Würdenträger im Heiligen Römischen Reich; 1754 erhielt das Haus Thurn und Taxis Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des Reichstags, bevor schließlich 1786 noch die Anerkennung der souveränen Landesherrschaft im reichsunmittelbaren Territorium erfolgte. Dieser gesellschaftliche Aufstieg war das Resultat gezielter Bemühungen und Maßnahmen, spätestens ab Mitte des 17. Jahrhunderts genoss die Absicht, die Sippe in die höchsten Kreis der Reichsaristokratie zu führen, oberste Priorität.

Am Ende stand das große Ziel: die Standeserhebung, auf das die gesamte Familien- und „Firmen“-Politik ausgerichtet war.

Eine maßgebliche Rolle spielten die engen Beziehungen zum Kaiser, wie die Ausführungen unablässig deutlich machen. Nicht aber die Unterstützung in den kriegerischen Auseinandersetzungen der Habsburger – ohnehin war man zu keiner Zeit persönlich und aktiv als vielmehr finanziell engagiert – förderte diese Nähe, sondern in erster Linie die großen Verdienste um das Post- und Kommunikationswesen im Reich. Ein funktionierendes Postwesen lag dabei im ureigensten Interesse der aufstiegsorientierten Familie. Von ausschlaggebender Bedeutung waren weiterhin die beträchtliche Finanzkraft des Hauses und schließlich das weitgefächerte Netz an Zuträgern und Agenten mit direktem Zugang zum Kaiserpaar bzw. zu höfischen Entscheidungsträgern. Nicht selten halfen Geldgeschenke, um eine günstige Stimmung zu erzeugen oder eine Information über die Strategien konkurrierender Anwärter von Standeserhebungen einzuholen. Im Zentrum des Werbens aber standen komplexe, lang andauernde Verhandlungen, begleitet von umfangreichen Schriftwechseln, von Briefen, Gutachten, Berichten und Protokollen. Und hier liegt eine wesentliche Stärke der vorliegenden Arbeit, öffnet sie doch – in ausgeprägter Quellennähe – den Blick auf kommunikative Strategien und Konstellationen. Nicht nur die Resultate politischer und gesellschaftlicher Aktionen werden präsentiert, sondern auch deren Aushandlungspraktiken. Die exemplarische Untersuchung zu den Standeserhebungen des Hauses Thurn und Taxis beleuchtet damit nicht nur ein bislang unterrepräsentiertes Kapitel der Familiengeschichte, sondern liefert auch einen wichtigen Beitrag zur Kommunikationsgeschichte der Frühen Neuzeit.

Manfred Knedlik

Maximilian J. Zinnbauer, Amtsinhaber im Pflegamt Murach von 1623–1810, Band 10: Die Zeit von 1753 bis 1755 (Neudruck), Oberviechtach 2016, XXVI und 276 + 41 S.: ill.; ISBN 978-3-9813058-9-0.

Im Jahr 2016 konnte Max Zinnbauer erneut einen Quellenband in der Reihe „Amtsinhaber“ vorlegen. Es handelt sich um Band 10 für die Jahre 1753 bis 1755, der aus technischen Gründen vorgezogen wurde. Band 9 soll baldmöglichst folgen.

Wieder wurden Schriftstücke aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Bestand „Hofkammer München“, Fasz. 744/31 transkribiert und erläutert. Die Nummerierung der Archivalien startet in diesem Band der „Blauen Reihe“ mit der lfd. Nr. 440 und endet mit Nr. 480. Damit wird die Zeitspanne vom 31. Mai 1753 bis 17. Dezember 1755 abgedeckt. Unter der Überschrift „Der Inhalt in Kurzform“ (S. XV–XXVI) wird in ausführlichen Regesten ein Überblick über die transkribierten Schriftstücke gegeben. Danach werden die Archivalien einzeln vorgestellt (S. 1–276). Den Abschluss bildet ein umfangreicher Index, der Orts- und Personennamen sowie Begriffe und Redewendungen nach den Originaltextstellen auflistet (41 S.).

Noch immer (und bis 1760) befinden wir uns in der „Amtszeit“ von Maria Theresia von Alphson, geborene von Mörmann, verwitwete von Reindl, die seit 1743 als Hauptpflegerin des Pflegamts Murach eingesetzt war. Es ging dabei nur um die Sicherung ihres standesgemäßen Lebensunterhalts, wofür nicht einmal die Anwesenheit im Pflegamt erforderlich war (vgl. Rezension Amtsinhaber, Bd. 7 in VHVO 153/2013, S. 361 f.). Die Amtsgeschäfte führte bis März 1755 Pflegkommissar Georg Wolfgang Kazner, unterstützt von seinem Gerichtsschreiber Johann Michael Schmidt. Auch das Inquisitionsverfahren gegen Kazner und Schmidt war noch nicht abgeschlossen. Die Verzögerung lag im Januar 1754 daran, dass die Akten, das Finanz-, Justiz- und Polizeiwesen im Pflegamt Murach betreffend, noch immer bei der Regierung in Amberg lagen und samt Prüfbericht noch nicht an den Geheimen Rat in München übergeben worden waren (Nr. 443).

Seit 1753 gingen eine ganze Reihe von Bewerbungen mit diversen Attesten (Empfehlungsschreiben) um die Stelle des Pflegverwalters ein (z. B. Nrn. 440, 441). Der Amtsinhaber Kazner war schwer erkrankt und sein

baldiges Ableben zu erwarten. Am 27. März 1755 verstarb er (Abbildung des Grabsteins, der sich im Heimatmuseum der Stadt Oberviechtach befindet S. 45) und der Andrang möglicher Nachfolger nahm noch zu (Nrn. 457, 459, 463, 464, 465, 467 u. a.). Gerade die Bewerbungsschreiben geben vielfältige Aufschlüsse über Biographien von Staatsbediensteten im Kurfürstentum Bayern, über dienstliche und familiäre Verhältnisse um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Mehrfach werden Einblicke in Amtsvorgänge etwa in den Pflegämtern Treswitz und Tannesberg (Nr. 457), Waldeck (Nr. 463) oder im Bergamt Bodenwöhr (Nr. 467) gewährt. Meist klagen die Bewerber, wie schwierig der Unterhalt ihrer Familien sei und dass ihnen eine Anstellung im Staatsdienst zugesagt worden sei. Einige wiesen darauf hin, dass bei Verleihung der Stelle das bisher bezogene „Wartegeld“ entfallen würde (Nrn. 463, 465, 467). Häufig wird Bezug genommen auf leidvolle Erfahrungen und besonders loyales Verhalten während der Jahre des Spanischen Erbfolgekrieges (1741–1745). Auch Baron von Sazenhofen auf Fuchsberg, der das Inquisitionsverfahren gegen Kazner in Gang gesetzt hatte (vgl. Rezension Amtsinhaber, Bd. 8 in VHVO 154/2014, S. 348 ff.), bewarb sich erneut um die frei gewordene Stelle (Nr. 458). Einer der Bewerber war Wolfgang Niklas Mayer, Konzipist bei der Hofkammer München, der der reichen Textilfärberfamilie Mayer in Oberviechtach entstammte (Nr. 464). Die Bewerbung wird ergänzt durch eine von Zinnbauer erstellte Stamm- und Nachfahrentafel dieser Familie (S. 147).

Während aber die Aspiranten auf die Pflegerverwalterstelle noch weiter ihre Bewerbungen auf den Weg brachten, war die begehrte Position bereits vergeben: Mit kurfürstlicher Weisung vom 11. April 1755 ging die freie Stelle an Maria Eva, die älteste Tochter des Artilleriehauptmanns Christian Crenzin, unter der Voraussetzung, dass sie einen Ehe-kandidaten stellt, der zur Führung eines Pflegamtes qualifiziert ist (Nrn. 459–462). Aufgrund welcher „Verdienste“ die Stelle vergeben wurde, bleibt offen. Zinnbauer vermutet ein „ominöses Vorleben“ der Eva Maria Crenzin und eine in die Ehe mitgebrachte

Schwangerschaft (S. 191, 215, 235). Alsbald fand sich in Johann Georg Klement Ehrnlechner, bisheriger Verwalter des Barons von Donnersberg zu Igling, ein geeigneter, wenn auch „misswilliger“ (Nr. 474) Ehekandidat, der zuvor noch ein Examen bei der Prüfungskommission der Hofkammer in München abzulegen hatte (Nrn. 468 ff.).

Nach der Amtsübernahme Ehrnlechners gab es umgehend Probleme. Ehrnlechner verweigerte die bisher übliche Zahlung des Absentgeldes an die Hauptpflegerin von Alphson. Diese reichte mehrfach Mahnungen bei der Hofkammer (Nr. 472) und der Regierung in Amberg ein. Tatsächlich war die Finanzlage vor Ort nicht gerade günstig. Obermurach war das einnahmeschwächste Pfleramnt im Kurfürstentum Bayern, das die vorhandenen Amtsinhaber kaum versorgen konnte. 1755 war sogar im Gespräch, das kleine Amt bei der nächsten Freiwerdung nicht mehr zu besetzen, es überhaupt aufzulösen und auf benachbarte Ämter zu verteilen (Nr. 471). Dieser Situation ist es zu verdanken, dass zu Beginn der Amtszeit Ehrnlechners ein detaillierter, höchst aufschlussreicher Bericht über die wirtschaftlichen Verhältnisse im Pfleramnt Murach (Nr. 474) entstand, insbesondere auch über den baulichen Zustand von Haus Murach (nach 23 Jahren Leerstand), dringend notwendige Reparaturen, über Probleme der Versorgung mit Wasser oben in der Burg, wo es keinen eigenen Brunnen gab und das Wasser mit Ochsen gespannt hinauf gebracht werden musste. Auch die dazugehörige Landwirtschaft befand sich in beklagenswertem Zustand. Weiter wird die Einnahmesituation im Bereich Forst und Jagd beschrieben. Ehrnlechners Klagen hatten bald insoweit Erfolg, als die Regierung in Amberg vorschlug, das bisher der Hauptpflegerin gewährte Absentgeld von 230 Gulden ab 1756 auf 100 Gulden jährlich zu mindern und die Rückstände durch die Rentkammer in Amberg zu begleichen (Nr. 480). Der lebensgefährlich

erkrankten Witwe des verstorbenen Pflerkommissars Kazner mit zwei unmündigen Kindern wurde eine jährliche Pension von 100 Gulden aus der Staatskasse zugesprochen (Nr. 471).

Besondere Aufmerksamkeit verdient die farbige Wiedergabe eines Deckengemäldes aus der Pfarrkirche St. Johannes in Oberviechtach mit der bildlichen Darstellung des biblischen Geschehens um Johannes den Täufer, in dem Salome ihrem Stiefvater König Herodes das Haupt des Johannes präsentiert (S. 191, mit Detailvergrößerungen S. 201, 213, 235, 238). Auf dem von einem unbekanntem Künstler um 1789 geschaffenen Fresko kann eine ganze Reihe von authentischen Personen aus der Führungsriege des Pfleramnts Murach zweifelsfrei identifiziert werden (Herodes = Ehrnlechner, Salome = dessen Ehefrau Eva Maria usw.). Ehrnlechners 1771 verstorbener Sohn wird mit einem übergroßen grauen Hund, einer komplexen Symbolfigur für den Führer der Seele durch die Nacht des Todes, dargestellt. Auch der Hauptpfleger ab 1760, Friedrich Kasimir Baron von Sazenhofen auf Fuchsberg, ist auf dem Bild zu erkennen.

Die in Band 10 der „Blauen Reihe“ mit vollständiger Transkription und Erläuterung edierten Schriftstücke enthalten wieder eine große Fülle von personen- und familiengeschichtlichen Details, eingebettet in das allgemeine historische Umfeld des Pfleramnts Murach und benachbarter Gebiete um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Besonders wertvoll ist die ausführliche Bestandsaufnahme der wirtschaftlichen und baulichen Verhältnisse in Amt und Schloss Murach um 1755. Wieder wird deutlich, welche schwerwiegenden Schwachstellen einer Justiz- und Verwaltungsorganisation innewohnten, bei der es in erster Linie um die Begünstigung bestimmter Personenkreise ging. Dringend notwendige Reformen ließen jedoch noch ein halbes Jahrhundert auf sich warten.

Emma Mages

Bernhard Löffler – Maria Rottler (Hg.), *Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung* (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Beiheft 44), München: C.H. Beck 2015; 399 S.; ISBN 978-3-406-10727-6

Kaum ein anderes Kloster innerhalb der Grenzen der heutigen Oberpfalz besitzt einen

ähnlichen Nimbus wie St. Emmeram. Die Benediktinerabtei zählt zweifelsohne zu den

Ordenshäusern, die nicht nur besonders intensiv erforscht wurden, sondern auch zu denen, deren Konvente sich über die Jahrhunderte hinweg immer wieder in wissenschaftliche Diskurse eingeschaltet, sie befruchtet oder gar selbst erst angeregt haben. Dieser Befund war bereits im Jahr 2010 Anlass für eine Tagung zum gelehrten Leben in der spätmittelalterlichen Abtei, deren Ergebnisse 2012 in Form eines Sammelbandes vorgelegt wurden.¹

Daran knüpfte im September 2012 eine weitere Tagung an, welche die 250. Wiederkehr der Wahl von Frobenius Forster (reg. 1762–1791) zum Fürstabt von St. Emmeram als willkommenen Ausgangspunkt aufgegriffen hat. Forster war eine der prägenden Gestalten des Reichsstifts im 18. Jahrhundert. Unter ihm wurde die Benediktinerabtei zu einem oberdeutschen Wissenschaftszentrum ausgebaut. Neben ihm wirkten dort aber auch andere gelehrte Patres wie Roman Zirngibl, Johann Baptist Enhuber, Koloman Sanftl, Cölestin Steiglehner und Placidus Heinrich als bedeutende Historiker und Naturwissenschaftler. Den hinter diesen klangvollen Namen verborgenen Gelehrtennetzwerken widmete sich die Tagung, deren Beiträge im Jahr 2015 auch im Druck erschienen und im Folgenden besprochen werden sollen.

Eingangs muss erwähnt werden, dass es im rezensierten Band einige Änderungen gegenüber den Referaten der Tagung gibt. So fehlen etwa die Beiträge von Franz Fuchs (Johann Baptist Kraus in Paris. Zu den Anfängen des ‚Maurinismus‘ in Bayern) und von Andreas Angerstorfer (Jüdische Aufklärung in Regensburg. Isaak Alexander). Letzterer ist leider kurz vor der Tagung verstorben. Erfreulicherweise konnten diese Ausfälle durch die Beiträge von Georg Schrott, Thomas Stockinger, P. Amand Kraml OSB und Maria Rottler kompensiert werden, die nicht Teil des ursprünglichen Programms waren. Insgesamt finden sich damit 14 Aufsätze in dem knapp 400 Seiten umfassenden Band.

Einleitend (S. 1–15) widmet sich Maria Rottler überblicksartig den Rahmenbedingungen und bedeutendsten Protagonisten, die das gelehrte Leben in St. Emmeram im 18. Jahrhundert definiert haben. In der fun-

dierten Einführung skizziert sie zudem die aktuelle Forschungslage, ehe sie kurz auf die einzelnen Beiträge des Bandes Bezug nimmt.

Während Rottler dabei v. a. die hinter den Netzwerken steckenden und im Kloster lebenden Gelehrtenpersönlichkeiten aufgreift, trägt der Beitrag von Alois Schmid (Aufklärung in den Klöstern Oberdeutschlands, S. 17–41) dem zweiten Schlagwort des Buchtitels Rechnung: der Aufklärung. In einem grundlegenden Überblick widmet er sich in drei Schritten der oberdeutschen Klosterlandschaft. Zunächst wendet Schmid sich den Klöstern als Träger dieses Prozesses zu und erläutert, welche Ordenshäuser in besonderer Weise beteiligt waren. Danach werden die Tätigkeitsfelder innerhalb dieser Institutionen betrachtet. Nacheinander werden die klösterlichen Bibliotheken, die Sammlungen, das Publikationswesen sowie der schulische Lehrbetrieb in den Blick genommen. Als drittes Themenfeld rückt Schmid die katholische Aufklärung in den Fokus der Betrachtung. Hierbei skizziert er deren Erscheinungsformen im Bereich der Theologie und des Schulwesens sowie die soziale Komponente. Eigens betrachtet wird auch der vermeintliche Gegensatz zwischen der Internationalität der Konvente und die enge Heimatbindung der einzelnen Mönche, die einem Engagement derselben in staatlichen Funktionen nicht im Wege stand. Als ein zentrales Motiv hinter der katholischen Aufklärung arbeitet Schmid heraus, dass die Konvente „Bildung und Wissen noch breiter in die Gesellschaft hineinragen [wollten]. In Zeiten beschränkter Lesefähigkeit war das wirkungsvollste Medium hierfür die Kanzel. ... Dabei spielten die Inkorporationspfarreien eine wichtige Rolle.“ (S. 35).

Der anschließend abgedruckte Aufsatz von Stefan Benz (Geschichte und Geschichtsschreibung und Regensburger Klöster und Stifte nach dem Dreißigjährigen Krieg. Zum Wandel von Öffentlichkeit für Geschichte, S. 45–77) arbeitet die Historiographie in den Regensburger Klöstern und Stiften während des 17. Jahrhunderts auf. Als Ausgangspunkt der Untersuchung dient Benz die *Ratisbona illustrata* von Eberhard Wassenberg, die dieser in den 1650er im Auftrag des Fürst-

¹ Peter SCHMID – Rainer SCHARF (Hg.), Gelehrtes Leben im Kloster. Sankt Emmeram als Bildungszentrum im Spätmittelalter, München 2012.

bischofs verfasste. Der Autor geht der Frage nach, welche Regensburger Klöster zu diesem Werk beigetragen haben und auf welche Weise dies geschah. Dafür widmet er sich zunächst der deutschsprachigen Geschichtsschreibung von St. Emmeram, ehe er auch die Dominikanerinnen und Klarissen sowie Ober- und Niedermünster in den Blick nimmt. Ein Ergebnis der Analyse ist die Betonung der großen Rolle der Bettelorden. Danach wendet sich Benz der Frage nach der Öffentlichkeitswirksamkeit und Vermittlung der historiographischen Werke zu. Sollten diese dem eigenen Kloster, der Ordensleitung oder dem Reichstagspublikum dienen? Es gelingt zwei grundlegende Kommunikationskanäle aufzuzeigen: Zum einen die Vermittlung über Drucke, was v.a. von Weltenburg, Prüfening, St. Emmeram sowie Ober- und Niedermünster praktiziert wurde. Zum anderen durch bildliche Darstellungen, wie etwa in den Kirchenausmalungen.

In den folgenden fünf Beiträgen finden v. a. personale Beziehungen Berücksichtigung, was dem Schlagwort der Netzwerke im Titel des Sammelbandes Rechnung trägt.

Thomas Stockinger (Der Besuch der Brüder Pez in St. Emmeram 1717. Beobachtungen zur Arbeitsweise und zu den Zielen antiquarischer Ordensgelehrsamkeit, S. 79–155) wählt den etwa einwöchigen Aufenthalt der Brüder Bernhard und Hieronymus Pez in St. Emmeram im Jahr 1717 zum Ausgangspunkt seiner Ausführungen. Er schildert zunächst den Kontext der räumlich weiter ausgreifenden Recherche für die Erstellung der geplanten *Scriptores rerum Austriacarum* und die *Bibliotheca Benedictina generalis*. Während ihrer Reise fertigten die Brüder an allen bedeutenden Stationen Notizen dafür an. Für St. Emmeram allein umfassen diese Niederschriften 27 Blätter. Zudem griffen sie vor Ort auf Hilfskräfte aus den Konventen zurück. Stockinger kann hier drei Mönche aus St. Emmeram nachweisen: Joseph Floßmann, Nonnosus Häckel und Anselm Godin. Die vor Ort angefertigten Notizen stellten noch keine detaillierte Katalogisierung der gesichteten Materialien dar, sondern umfassen nur Angaben zum Autor, Titel und Incipit sowie dem Format und Beschreibstoff der Schriftstücke. Wichtige kürzere Texte wurden aber mitunter sofort abgeschrieben. Dagegen wurden längere Texte nur vorgemerkt. Die Nachbearbeitung der von

ihnen angefertigten Exzerpte erfolgte dann nach der Rückkehr der Gebrüder Pez nach Melk. Auch hier griffen sie für die Zusendung von Abschriften auf ihre vor Ort aufgebauten Kontakte zurück. Der Beitrag wird durch einen umfangreichen Anhang über die von den beiden Brüdern genutzten Emmeramer Überlieferungen abgerundet.

Auch Irene Rabl (Frobenius Forster und die Brüder Bernhard und Hieronymus Pez, S. 157–180) wendet sich den Verbindungen der Brüder Pez zum Reichstift zu, grenzt diese aber auf die Kontakte zu Frobenius Forster ein. Als zentrale Quelle dienen ihr dafür die Briefe, die zwischen St. Emmeram und Melk hin und her wechselten. Als konkreten Anlass zur Aufnahme der Kontakte kann sie einzelne Forschungsvorhaben wie der *Bibliotheca Benedictina generalis* von Bernhard Pez ausmachen. Frobenius Forster selbst bat zudem um Hinweise für die von ihm geplante Alkuin-Edition. In die Auswertung mit einbezogen wurde auch der Schriftwechsel zwischen Forster und Oliver Legipont. Auf dieser empirischen Basis gelangt Rabl zu einer differenzierten Phaseneinteilung: Erste Kontakte entstanden demnach zwischen 1709 und 1717. Eine zweite Etappe stellt die Korrespondenz zwischen Bernhard Pez und dem St. Emmeramer Bibliothekar Augustin Tröster in den 1730er Jahren dar. In den 1750er Jahren entfaltete sich dann die Phase, in der Frobenius Forster Kontakte zu Oliver Legipont und Hieronymus Pez pflegte. Zuletzt macht Rabl die Kontakte zwischen Forster und Martin Kropff als eigene Phase aus. Den Abschluss der Studie bildet ein Vergleich der Lebenswege und Erfolge von Frobenius Forster mit den Gebrüdern Pez, wobei hier der Aufstieg Forsters zum Abt als springender Punkt für seine Erfolge ausmacht wird, da er „dadurch die Möglichkeit bekam, Reformen des gelehrten Ordenslebens, die ihm im Zuge seiner gelehrten Tätigkeit als wünschenswert erschienen sein mochten, auch tatsächlich umzusetzen“ (S. 179).

Dem Wormser Weihbischof Stephan Alexander Würdtwein und seinem Verhältnis zu St. Emmeram wendet sich Franz Stephan Pelgen in seinem Aufsatz zu (Stephan Alexander Würdtwein, St. Emmeram und die Formen wissenschaftlichen Publizierens im 18. Jahrhundert, S. 181–200). Er schildert darin zunächst den biographischen Werdegang Würdtweins und sein weitgespanntes,

durch Briefe gepflegtes Netzwerk. Dabei betont Pelgen, dass der Wert der Korrespondenzpartner danach bemessen wurde, ob der Kirchenmann von diesen greifbare Vorteile erhalten konnte. Nach diesen Vorüberlegungen widmet sich der Autor den Kontakten des Weihbischofs mit Frobenius Forster in den 1760er Jahren und Johann Baptist Enhueber. Da die Korrespondenz jedoch fast komplett verloren ist, versucht Pelgen eine Rekonstruktion der Austauschprozesse über den Bestand der *Ratisbonensien* und Forsters in der Mainzer Martinus-Bibliothek vorhandene Werke. Das Resultat dieser Überlegungen ist die Feststellung, dass Würdtwein gerne Kontakte zu einer Klosterdruckerei hergestellt hätte, um dort seine zahlreichen Manuskripte zum Druck zu bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, fertigte er quasi als Appetitanreger kleinere Schriften für St. Emmeram und St. Blasien an. Jedoch verfügte das Reichsstift gar nicht über eine eigene Druckerei, weshalb sich Würdtweins Erwartungen nicht erfüllt haben.

Gelehrtenesellschaften bildeten eine verbreitete Erscheinungsform der Aufklärungszeit. Dem Beispiel der *Societas eruditorum incognitorum in terris Austriacis* und den darin wirkenden Benediktinermönchen ist die Studie von Antonín Kostlán (Die *Societas eruditorum incognitorum in terris Austriacis* und die Benediktiner, S. 201–222) gewidmet. Diese Gesellschaft war zwischen 1746 und 1751 aktiv und stellte die erste Gelehrtenesellschaft in der Habsburgermonarchie dar. Wie Kostlán aufzeigt, befand sich zunächst kein Benediktiner unter ihren Gründern, allerdings ist innerhalb der fünf Jahre ihres Bestehens ein allmählicher Anstieg dieser Mitgliedergruppe feststellbar. Um diese Entwicklung eingehender zu erläutern, untergliedert der Autor seine Studie in zwei Abschnitte. Zunächst werden die Benediktiner als Mitglieder der Gesellschaft betrachtet, ehe dann ihre Tätigkeiten und die der Gesellschaft ausgeleuchtet werden. Hier lassen sich v. a. drei Betätigungsformen feststellen: Neben regelmäßigen Treffen gab man eine eigene Zeitschrift heraus und versuchte auch ein eigenes Verlags- und Forschungsprogramm ins Leben zu rufen. An diesen Aktivitäten waren auch zwei Emmeramer Konventualen, nämlich Johann Baptist Kraus und Gregor Rothfischer, beteiligt.

Die Verflechtungen des Regensburger

Konvents mit zwei bedeutenden Universitäten sind Gegenstand der Ausführungen von P. Stephan Haering OSB (Die Reichsabtei St. Emmeram in Regensburg und ihre Beziehungen zu den Universitäten Ingolstadt und Salzburg, S. 225–242). Die Studie beginnt mit der von der bayerischen Benediktinerkongregation getragenen Universität Salzburg. Das Kloster St. Emmeram, das selbst der Kongregation angehörte, entsandte sowohl Lehrer (z. B. Frobenius Forster) als auch Schüler dorthin. Im Vergleich mit anderen Ordenshäusern waren es aber vergleichsweise wenige. Haering gelangt daher zu dem Urteil, dass die Abtei „als personell und wirtschaftlich starkes Kloster weit weniger auf die Kongregation angewiesen [war] als manche entlegene ländliche Abtei“ (S. 227). Ein verstärktes Engagement St. Emmerams erfolgte dann allerdings am Ende des 18. Jahrhunderts nach dem Verbot der Jesuiten an einer anderen Universität: der bayerischen Landesuniversität in Ingolstadt. Hier zeigte sich der Konvent solidarisch und stellte Lehrer wie Cölestin Steiglehner, Wolfgang Frölich und Placidus Heinrich. Zudem unterhielt man auch Beziehungen zum Freisinger Lyzeum, das von Bischof Johann Franz Eckher von Kapfing und Liechteneck gegründet worden war.

Mit den nächsten drei Studien rücken nach diesen personalen Zugängen nun bestimmte Facetten von Sammelpraktiken und Wissensräumen und -welten in den Fokus.

Einem bisher kaum erforschten Bereich der Emmeramer Wissenschaftsgeschichte hat sich Georg Schrott verschrieben („Eine berühmte Naturaliensammlung“. Exemplarische Beobachtungen zur Sankt Emmeramer Sammelkultur unter den Äbten Frobenius Forster und Cölestin Steiglehner, S. 243–281). Als Ausgangspunkt dient ihm ein Inventar des bis 1811 im Kloster existierenden Naturalienkabinetts aus der Feder von Placidus Heinrich. In seiner Studie wendet sich Schrott zunächst dem Thema der klösterlichen Sammlungen als Sonderfall zu, skizziert dann das Themengebiet und liefert die geschichtlichen Eckdaten der Kollektion. Als Akteure identifiziert er neben Frobenius Forster auch Cölestin Steiglehner und Placidus Heinrich. Neben dem Bestand der Sammlung wird deren räumliche Situation erläutert und eine Interpretation und Bestandsanalyse geleistet. Schließlich wird das Naturalienkabinett mit anderen Emmeramer

Sammlungen und denen weiterer Klöster verglichen. Dabei gelangt der Autor zu dem Ergebnis, dass „das Sankt Emmeramer Naturalienkabinett als ... gut ausgestattet, aber nicht als Ausnahmephänomen eingestuft werden [kann]. Der Eindruck, dass es sich weniger um eine Herzensangelegenheit von Akteuren, als um die (nicht ganz frühe) Erfüllung eines Standards handelt, verstärkt sich: Sankt Emmeram wollte konkurrenzfähig sein und konnte dafür auf ein gut ausgestattetes Naturalienkabinett nicht verzichten.“ (S. 276) Davon ausgehend werden auch noch die Ziele der Sammlungsnutzung und deren Besucher sowie die Bedeutung der Sammelpraxis für das monastische Selbstverständnis thematisiert.

Auch P. Amand Kraml OSB rückt in seinem Beitrag verschiedene klösterliche Sammlungen und Museen in den Betrachtungsmittelpunkt (Mathematisch-physikalische Museen und Naturaliensammlungen niederbayerischer Klöster in den „Beichtvaterreisen“ von P. Laurenz Doberschütz OSB, S. 283–295). Ausgehend von der Figur des Pater Laurenz Doberschütz, der zwischen 1771 und 1779 als Spiritual der Benediktinerinnen von Niedernburg in Passau wirkte, analysiert er dessen *Beichtvaterreisen*. In diesen Berichten schildert der Geistliche seine von Passau aus in die umliegenden Klöster unternommenen Reisen. Neben einer Biographie des Paters werden die von ihm beschriebenen naturhistorischen Kloster-sammlungen von Fürstenzell, Niederaltaich, Aldersbach, Metten, Suben, Oberaltaich, Engelzell, Asbach und Ranshofen thematisiert. Einige von ihnen besuchte er sogar mehrfach.

Einem klassischen Bildungsort, der klösterlichen Bibliothek und ihren Buchbeständen, ist die kurze, steckbriefartige Studie von Maria Rottler („Catalogus Bibliothecae abbatialis S. Emmerami“ – ein Katalog der St. Emmeramer Abtsbibliothek aus der Zeit Frobenius Forsters, S. 297–304) gewidmet. Darin stellt sie einen bisher unbekanntem Katalog der Bibliothek des Fürstabtes Forster vor, den sie unlängst unter den Beständen des Bischöflichen Zentralarchivs Regensburg entdeckte. Das Bücherverzeichnis umfasst 124 Blätter und listet ca. 1500 Titel auf. Die Bedeutung dieses Fundes ist nach der Ansicht der Autorin umso höher einzuschätzen, da für diese Zeit ein brauchbarer Hauptkata-

log für die St. Emmeramer Buchbestände fehlt.

Im Anschluss daran wendet sich die Studie von Manfred Knedlik (Erinnerte Aufklärung. Zu Rupert Kornmanns „Trauerrede“ auf Abt Frobenius Forster von St. Emmeram, S. 305–325) erneut der Person des Frobenius Forster und seinen Spuren in der Trauerrede des Prüfeninger Abtes Rupert Kornmann aus dem Jahr 1791 zu. Der Autor arbeitet anhand der Quelle die enge personale Bindung zwischen beiden Akteuren auf und analysiert, wie sie in der Rede zum Ausdruck gebracht wird. In einem umfangreichen Exkurs wendet er sich zudem zwei Porträts des verstorbenen Fürstabtes zu.

Gleich einer verbindenden Klammer zum Beitrag von Alois Schmid wird im Aufsatz von Ulrich L. Lehner (Benediktiner und Aufklärung. Beobachtungen aus dem süddeutschen Raum, S. 327–351) das zweite Schlagwort des Sammelbandtitels nochmals aufgegriffen. Der Begriff der Aufklärung wird nun aber hinsichtlich des ordensspezifischen Zugangs durchleuchtet. Lehner definiert dabei die katholische Aufklärung als einen Prozess, der nicht religionsfeindlich war, sondern einen Versuch der Katholiken darstellte, ihre Kirche zu erneuern. Dahinter steckt die Bewertung der Aufklärung als kultureller Prozess, den der Autor zunächst nach den Voraussetzungen und Gründen für die „benediktinische Aufklärung“ (S. 331) erörtert. Demnach waren die Benediktiner gerade wegen ihrer dezentralen Ordensstruktur, der praktizierten Gastfreundschaft, ihrer meist guten finanziellen Grundlagen, den etablierten Kommunikationskanäle, dem personellen Austausch sowie dem Austausch von Handschriften und Büchern bestens aufgestellt. Hinzu kam nach Lehner eine Aufgeschlossenheit gegenüber den Naturwissenschaften. Dieser Offenheit standen jedoch nur mittel-mäßige Leistungen der Benediktiner auf diesem Wissenschaftsgebiet entgegen.

Den Abschluss des Sammelbandes bildet ein von Maria Rottler verfasster Erfahrungsbericht über die mit der Tagungsorganisation verbundenen Blogs (Erfahrungen mit dem Tagungsblog „Frobenius Forster“ und dem Gemeinschaftsblog „Ordensgeschichte“, S. 353–376). Die Autorin untergliedert ihre Ausführungen dafür in drei größere Abschnitte: Zunächst wendet sie sich ausführlich dem Geschichtsblog und Blogportal

de.hypotheses.org zu. Daran schließt sich ein kürzerer Abschnitt zum Tagungsblog *Frobenius Forster* an, in dem es v.a. um dessen Einsatz für die Tagungsvorbereitung sowie seine Abrufzahlen und die damit verbundene Wahrnehmung geht. Zuletzt wird nochmals intensiver der Gemeinschaftsblog *Ordensgeschichte*, der auf das erste Jahr seines Bestehens zurückblicken konnte, behandelt.

Abgerundet wird der im Verlag C.H. Beck erschienene, umfangreiche Band durch ein Abkürzungs- und Autorenverzeichnis sowie ein hilfreiches Personen- und Ortsregister.

Der Sammelband stellt eine wichtige chronologische sowie inhaltsschwere Ergänzung

zu den 2012 publizierten Facetten des St. Emmeramer Bildungslebens während des Spätmittelalters dar und erweitert dieses um die Epoche der Aufklärung. Damit liegen für das ehemalige Reichsstift zwei grundlegende Aufsatzsammlungen vor, die in gelungener und facettenreicher Weise die Wissensnetzwerke der dort wirkenden Benediktinermönche über eine längere Zeitspanne aufzeigen. Einmal mehr wird dabei deutlich, wie weitgespannt die vormodernen Gelehrtennetzwerke bereits waren und wie lohnend es sein kann, diese von ihrem lokalen Nukleus aus zu betrachten.

Christian Malzer

Konrad Zrenner, Die Spiegelglasschleif- und Polierwerke der südlichen Oberpfalz. Wirtschaftsentwicklung, Arbeits- und Lebensumstände vom 18. bis 20. Jahrhundert (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 19), Regensburg: edition vulpes 2016; 153 S.: ill.; ISBN 978-3-939112-95-8.

Mit den Studienreformen der zurückliegenden Jahre ist auch der Zeitrahmen, der zur Abfassung von wissenschaftlichen Qualifikationsschriften zur Verfügung steht, deutlich eingengt worden. Das hat zu Folge, dass es kaum mehr möglich ist, derartige Arbeiten zu einem substantiellen Forschungsbeitrag auszubauen. Umso größere Anerkennung verdient daher, wem dies dennoch gelingt. Bei der hier vorzustellenden Studie, die aus einer an der Universität Regensburg erstellten Masterarbeit hervorgegangen ist, ist dies der Fall.

Das zentrale Anliegen des Verfassers dieser Studie war es nach eigenem Bekunden darzustellen, „welche wirtschaftlichen Phasen und Entwicklungen die Spiegelglasschleifen durchliefen und was diese für Auswirkungen auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Beschäftigten hatten.“ Und auch wenn er den Untersuchungsraum auf die südliche Oberpfalz – es handelt sich um die Landkreise Amberg-Sulzbach, Cham, Neumarkt, Schwandorf und Regensburg – beschränken müsse, so sollten die wesentlichen Resultate seiner Untersuchung für die gesamte Oberpfalz gültig sein. Denn trotz dieser räumlichen Eingrenzung, so argumentiert der Verfasser, ließen sich seine Forschungsergebnisse auf die gesamte Branche übertragen, da die Arbeitsvorgänge überall die gleichen gewesen seien und auch der Absatz der Produkte stets auf dem gleichen Weg erfolgt sei, nämlich über

die Nürnberger und Fürther Spiegelglasfabrikanten. Vor allem aber seien auch die politischen, sozialen, wirtschaftlichen technischen Rahmenbedingungen weitgehend identisch gewesen.

Diese Argumente sind stichhaltig, tatsächlich kann man die wesentlichen Erkenntnisse, zu der diese Studie gelangt, ohne Bedenken auf die gesamte Branche zu übertragen. Und diese werden in zwei Schritten gewonnen. Zunächst stellt der Verfasser in chronologischer Abfolge die wirtschaftliche Entwicklung der Spiegelglasschleif dar, deren Anfänge in der Oberpfalz um die Mitte des 18. Jahrhunderts auszumachen sind und die dann in den 1960er Jahren endete. Denn erst in der Nachkriegszeit wurden die letzten Spiegelglasschleifen endgültig stillgelegt. Im zweiten Teil der Untersuchung stehen dann die Menschen im Mittelpunkt, die in diesen Werken gearbeitet und zumeist auch gelebt haben. In diesem Teil werden die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeitskräfte und ihrer Familien geschildert und wie sich diese Verhältnisse – vor allem auch im Vergleich zu denen anderer Bevölkerungsgruppen – entwickelt haben. Wie bei der wirtschaftlichen Entwicklung ist es dem Verfasser erkennbar ein besonderes Anliegen, auch hier die langen Linien der Entwicklung aufzuzeigen. Diese erstreckte sich aber über nahezu den gesamten Zeitraum, in denen zunächst die Industrielle

Revolution einsetzte und in dem dann die nachfolgende Industrialisierung nicht nur die Arbeitswelt, sondern auch Staat und Gesellschaft tiefgreifend und nachhaltig gewandelt haben.

Die Darstellung eines derartig komplexen Vorganges setzt eine intensive Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung voraus. Und tatsächlich hat die Entwicklung der Spiegelglasschleiferei als einem gewerblichen Sektor, dem innerhalb der oberpfälzisch Wirtschaft über einen längeren Zeitraum eine ganz erhebliche Bedeutung zukam, bereits wiederholt den Gegenstand diverser Studien und Darstellungen gebildet. Diese hat der Autor, wie schon das Literaturverzeichnis ausweist, umfassend erfasst und ausgewertet.

Darüber hinaus hat er sich auch mit den Quellen beschäftigt, deren Informationen er u. a. zur Erstellung eines umfassenden Verzeichnisses aller Glasschleifen seines Untersuchungsraumes verwertet hat.

So ist ein informatives, in allen Teilen gut verständliches Buch entstanden, das seinem Leser einen guten Zugang zu einem wichtigen Kapitel der Oberpfälzer Wirtschafts- und Sozialgeschichte erschließt. Denn auch wenn die letzten Spiegelglasschleifen vor rund einem halben Jahrhundert stillgelegt wurden, so wäre jedes Bild der oberpfälzischen Geschichte ohne sie unvollständig.

Dirk Götschmann

Margot Hamm – Evamaria Brockhoff – Volker Bräu – Stefanie Buchhold und Uta Lerche (Hg.), *Napoleon und Bayern*. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2015. Bayerisches Armeemuseum Neues Schloss Ingolstadt 30. April bis 31. Oktober 2015 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 64) Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte 2015; 335 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-8062-3058-1.

Es war wohl die letzte große Ausstellung der 200-jährigen Jubiläen zur napoleonischen Ära in Europa, und es war sicherlich eine sehr prächtige Ausstellung mit wertvollen Exponaten, der hier zu besprechende ebenso prächtige Katalog gewidmet ist. Im Wesentlichen folgte die Ausstellung und damit auch der Katalog der Chronologie der Ereignisse, beginnend mit der Vorgeschichte des Vertrages von Bogenhausen vom 24. August 1805, mit dem das bayerisch – französische Bündnis begründet wurde (49–96), bis zum Vertrag von Ried vom 8. Oktober 1815, mit dem Bayern auf die Seite der Gegner Napoleons trat (263–306). Die dazwischenliegenden sieben Abschnitte befassen sich hauptsächlich mit militärischen Aspekten des französisch-bayerischen Bündnisses, was beim Ausstellungsort, dem bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt, nicht verwundert. Die reichlichen Farbbilder und die kühl distanzierenden Objektbeschreibungen vermitteln ein griffiges Bild jener Epoche, insbesondere des Militärs jener Zeit.

Was gar nicht so recht in das französisch –

bayerische Bild passen mag, sind die emphatischen Ausführungen von Marcus Junkelmann in seinem einleitenden Aufsatz zum Propagandagemälde Jacques-Louis Davids „Bonaparte franchissant les Alpes au col du Grand-Saint-Bernard“ unter der Überschrift „Napoleon Superstar“ (19–33). Es ist hier nicht der Ort sich intensiver mit Junkelmanns mit ausladendem Pathos vorgetragenen Thesen in diesem Essay über die militärischen, politischen oder menschlichen Qualitäten etc. Napoleons und deren propagandistische Umsetzung zu verbreiten, wenn man dann aber in diesem Aufsatz einen Exkurs mit der Überschrift „Warum der Vergleich Napoleons mit ideologie-besessenen Diktatoren falsch ist“ liest, so spürt man, dass hier an einer Apotheose des großen Korsen gebastelt wird. Die scientific community hat gerade in der Aufarbeitung der 200-jährigen Jubiläen, sozusagen in deutsch-französischer Kooperation, das Bild des aufgeklärten europäischen Kaisers, eine Metapher die Napoleon nach seiner Abdankung intensiv kolportierte, deutlich in Frage gestellt¹, und damit auch die Deutungs-

¹ Es sei hier hingewiesen auf den Katalog: *Napoleon und Europa. Traum und Trauma*, München u. a. 2010, zu einer Ausstellung 2010/2011 in der Bundeskunsthalle, die 2013 im Musée de l'Armée in Paris gezeigt wurde. Es seien hier auch die beiden Bände erwähnt, die

klischees der Vergangenheit beiseite geräumt. Es bleibt dem Leser verschlossen, warum gerade dieses frühe Propagandabild Napoleons zum Eyecatcher, Signet oder CI dieser Ausstellung gemacht wurde, dies zu begründen wurde wohl dieser Aufsatz dem Katalog vorgegestellt.

Ganz im Gegensatz zu diesen pathetischen Ausführungen über die Propagandamalereien zur Person Napoleons, steht der weitgehend kühle und nüchtern Aufsatz „1815 – Ende einer Epoche“ (34 – 43) ebenfalls von Marcus Junkelmann verfasst, der eine knappe Zusammenschau über den durch die Ausstellung behandelten Zeitraum ca. 1800 bis 1815 der bayerischen Geschichte bietet.

Ein Thema wird in diesem Katalog, der sich ja hauptsächlich um die bayerische Geschichte bemüht, nur am Rande gestreift: der Nationalismus. Das bitterste Erbe der französischen Revolution ist sicherlich der emotional aufgeladene, auf alle Mitglieder eines Volkes ausgedehnte Nationalbegriff. Viele Nationalisten in Europa wurzeln in der napoleonischen Zeit, entwickelt meist in Ablehnung des, vor allem von Napoleon gepflegten französischen Nationalismus, als negatives Erleben der eigenen Identität, wie in Spanien oder Deutschland, oder als Verheißung, wie in Polen. Dabei ist es gleichgültig wie wirkmächtig der Nationalismus in den einzelnen Staaten die Entwicklung bis zu Napoleons Sturz war, aber er existierte in den Köpfen vieler Intellektueller, Kaufleute, Juristen etc. und nachdem sich Europa von jener fast 25 Jahre dauernden Kriegsperiode seit dem Beginn der französischen Revolution erholt hatte, regte und reckte sich der Nationalismus in ganz Europa. Nun wurde den deutschen Nationalisten erst richtig bewusst, dass sie zwar keine Fremdherrschaft mehr erdulden mussten, dass aber die Deutschen keine Nation bildeten, sondern in zahlreiche Staaten aufgeteilt waren. Die sich daraus entwickelnde Schizophrenie hat in Bayern einen ungewöhnlichen Protagonisten, Kronprinz Ludwig, ab 1825 König Ludwig I. Was in

dem hier zu rezensierenden Katalog unter „Mythos Napoleon auf Bayerisch“ (307–322) zusammengefasst ist, stellt hauptsächlich die Bewältigung der französischen Revolution und der Ära Napoleon durch König Ludwig dar, gespiegelt in Objekten die den Umgang des ‚kleinen‘ Mannes mit den napoleonischen Kriegen repräsentieren. Ohne hier weiter darauf eingehen zu können, sei darauf verwiesen, dass Ludwigs unüberwindliche Abneigung gegen Frankreich und Napoleon ihre Wurzeln sicherlich in seiner Kindheit hatten und diese Abneigung konnte auch durch Napoleon, der den bayerischen Kronprinzen über ein halbes Jahr in seinem Haus (Tuileries) aufnahm, und ihn an seinen Staatsgeschäften ebenso teilnehmen ließ, wie an seiner familiären Tafel, nicht überwinden. Durch diese Abneigung entfaltete sich ein eindeutig deutscher Nationalismus in Ludwig, der sich in seinen deutschen Nationalmonumenten, Befreiungshalle und Walhalla, deutlich manifestieren. Die napoleonischen Kriege, an denen er zeitweise selbst beteiligt war, bedeuteten ihm Schande, also musste er sie umdeuten und so gut es ging aus der offiziellen Geschichte eliminieren, und dafür die Geschichte ab 1813, die sogenannten Befreiungskriege, in den Vordergrund schieben. Da er aber bayerischer König war, war, ebenso wie bei seinem Vater, König Max I. und dessen leitendem Minister Montgelas, der von ihm geforderte Nationalismus der Untertanen ein bayerischer. Diese Widersprüchlichkeiten waren unauflöslich, nicht nur in Bayern sondern im gesamten deutschsprachigen Raum. Anders ausgedrückt es ging nicht um den Mythos Napoleon, den es nach 1815 zu bewältigen galt, sondern es war der Ausfluss des schleichenden Giftes Nationalismus, das zu König Ludwigs eigenartigen Problembewältigungen führte.

Sicherlich bietet dieses Werk einen sehr gut beschriebenen, wissenschaftlich fundierten Bilderbogen zu jener umstürzenden Epoche des französischen Kaisers.

Heinrich Wanderwitz

ebenfalls in enger deutsch-französischer Kooperation entstanden sind: Gerhard BAUER (Hg.), Blutige Romantik. 200 Jahre Befreiungskriege (Katalog zur Ausstellung im Militärhistorisches Museum der Bundeswehr vom 6. September 2013–16. Februar 2014), 2 Bde., Dresden 2013. Die Vorgänge in Europa aus russischer Sicht schildert: Dominic LIEVEN, Russland gegen Napoleon. Die Schlacht um Europa, München 2011.

Helmut Heckelmann, Maria Clementine Martin (1775–1843). Ordensfrau, „Quacksalberin“, Unternehmerin. Eine rechtshistorische Untersuchung aus neuen Quellen (Forschungen zur Volkskunde 62), Münster: MV Wissenschaft 2015; VI, 333 S.; ISBN 978-3-95645-480-6.

Es dürfte nicht oft vorkommen, dass eine rechtsgeschichtliche Dissertation in Tageszeitungen besprochen und sogar das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ zu einem Bericht animiert wird. Auf Helmut Heckelmanns Arbeit trifft dies jedoch zu. Der Verfasser legt mit dieser von Hans-Jürgen Becker in Regensburg betreuten Dissertation eine Biographie von Maria Clementine Martin vor, die 1826 ein Unternehmen gründete, das heute unter dem Namen „Klosterfrau Healthcare Group“ firmiert und etwa 1.000 Mitarbeiter beschäftigt. Das bekannteste Produkt dieser Firma, der „Klosterfrau Melisengeist“, ist nach Firmenangaben etwa 94 Prozent der Deutschen ein Begriff.

Maria Clementine Martin wurde 1775 in Brüssel als Wilhelmine Martin geboren. 1792 trat die junge Frau in das Kloster der Annonciatinnen im westfälischen Coesfeld ein, zog 1803 mit ihrem Konvent nach Glane um und musste sich, als 1811 auch dieser Konvent aufgehoben wurde, selbst um ihren Lebensunterhalt sorgen. Damit fiel ihre Lebenszeit in die bewegten Jahre der von Reinhard Kosellek als „Sattelzeit“ bezeichneten Epochenschwelle am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Sie teilt so das Schicksal einer ganzen Generation von Ordensangehörigen, deren Institutionen in diesen Jahren aufgehoben wurden. Schon alleine dieses Momentum würde die Lebensgeschichte Martins lesenswert machen. Doch insbesondere die zweite Hälfte ihrer Biographie ist es, welche seit jeher das Interesse auf sich zog, mythenumrankt ist und auch in dieser Arbeit im Mittelpunkt steht. Die ehemalige Nonne stieg in der Zeit nach ihrem fünfzigsten Lebensjahr, ein für damalige Zeiten durchaus schon beachtliches Alter, nämlich als eine der wenigen Frauen ihrer Zeit zu einer erfolgreichen Unternehmerin auf. Mit ausschlaggebend für ihren Erfolg war ihre Fähigkeit sich selbst und ihren Lebensweg gekonnt zu inszenieren, das betont Helmut Heckelmann in seinem Buch wiederholt. So hatte Martin sich im Juni 1815 besondere Verdienste während der Schlacht von Waterloo erworben. Wie sie selbst später notierte, versorgte sie Verwundete am Rande des

Schlachtfelds. Auch wenn ihre tatsächliche Rolle im Dickicht der später entstandenen Legenden um ihre Person nicht ganz klar wird, so steht doch fest, dass Preußens König Friedrich Wilhelm III. ihre Leistungen honorierte und ihr nach der Schlacht eine lebenslange Leibrente gewährte. Diese Episode ihres Lebens verstand sie wiederholt geschickt einzusetzen. Auch später widmete Martin sich der Pflege kranker Menschen. Für Nonnen, zumal ehemalige, durchaus nicht ungewöhnlich. Als ihr die Regierung die Behandlung von Krebspatienten verbot, was Martins wirtschaftliche Lage erschwerte, übersiedelte die ehemalige Nonne nach Köln. Die ökonomische Lage Martins scheint sich erst entspannt zu haben, als sie Ende 1825 in der Metropole am Rhein ihre eigene Firma gründete. Sie vertrieb zunächst „Kölnisch Wasser“, das zu dieser Zeit von einer durchaus erklecklichen Zahl Gewerbetreibender in Köln selbst, aber auch im Umland, hergestellt wurde. 1827 ist in einer Zeitungsannonce aber erstmals von „Melissen- oder Carmeliter-Geist“ die Rede. Aus dieser Anzeige geht auch hervor, dass die Unternehmerin seit 1826 damit handelte. Das ist nicht nur für die Geschichte des Unternehmens selbst von großer Bedeutung, das in diesem Jahr sein 190jähriges Bestehen feiern kann, sondern hat durchaus Bezüge zu Regensburg aufzuweisen, wie Heckelmann deutlich herausarbeitet. Denn zu dieser Zeit erfreute sich der bis heute erhältliche Regensburger Carmelitergeist in Köln großer Beliebtheit und wurde in erheblichen Mengen importiert. Martin begann damals selbst ein Konkurrenzprodukt zu dem aus Regensburg eingeführten Geist zu vertreiben. Um den Erfolg ihres Melisengeistes zu befördern, zögerte die Unternehmerin nicht, ihre eigene Lebensgeschichte zu „schönen“ (276). Viele der von ihr verbreiteten Erzählungen über ihr Leben erweisen sich bei näherer Betrachtung als nur wenig glaubwürdig. Denn wie Heckelmann akribisch nachweist, lässt sich etwa die von der ehemaligen Nonne verbreitete Darstellung, wie sie selbst an das Rezept gekommen sei, so nicht aufrechterhalten. Geschickt inszenierte Martin sich als ehemalige Karme-

literin, als welche sie – ohne jemals dem Orden tatsächlich angehört zu haben – schließlich in Köln auch wahrgenommen wurde. Damit erwies sich die Unternehmerin als ausgesprochene „Marketing-Expertin“ in eigener Sache. Sie entwickelte sich und ihr Produkt zu einer eigenen Marke mit hohem Wiedererkennungswert. Da die ehemalige Nonne, die übrigens auch als Unternehmerin stets ihr Ordenskleid trug, sich bei den ihrem Produkt beigegebenen Gebrauchszetteln eng an dem Regensburger Vorbild orientierte, der Verfasser spricht sogar von „sklavischer

Nachahmung“ (266), sind die Bezüge des „Klosterfrau Melissengeist“ zum Regensburger Karmelitegeist überdeutlich. Obgleich Heckelmann die Unstimmigkeiten in Martins Biographie wiederholt betont, bleibt der Eindruck, dass es sich bei der ehemaligen Nonne um eine bemerkenswerte Persönlichkeit mit „einem eisernen Willen“ gehandelt haben muss (276). Ein lesenswertes, mit kriminalistischem Gespür aufgearbeitetes Stück Wirtschaftsgeschichte.

Bernhard Lübbers

Michael Speyer, Frühkindliche Erziehungseinrichtungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Fallbeispiele aus Regensburg (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 17) Regensburg: edition vulpes 2015; 116 S.; ISBN: 978-3-939112-70-9.

Es handelt sich um die überarbeitete Fassung einer Zulassungsarbeit, die im Fach Geschichte im Juni 2015 an der Universität Regensburg vorgelegt wurde. Dafür wurden neben einschlägiger Literatur Quellen aus drei Regensburger Archiven ausgewertet: aus dem Bischöflichen Zentralarchiv, dem Evangelisch-Lutherischen Dekanats- und Pfarrarchiv Regensburg und aus dem Stadtarchiv Regensburg, ein für eine Zulassungsarbeit nicht selbstverständlicher und daher erfreulicher Umstand.

Nach einer rund 15 Seiten umfassenden allgemeinen Einleitung zu den Rahmenbedingungen der Kleinkindererziehung im 19. und 20. Jahrhundert (u. a. zu den pädagogischen Konzepten zur Erziehung von Kleinkindern außerhalb der Familie) geht der Autor auf den speziellen Fall der Kleinkindererziehung in der Stadt Regensburg ein und beschreibt zunächst die verschiedenen Institutionen und ihre unterschiedlichen Träger – neben den beiden großen christlichen Konfessionen die Kommune und die private Hand. Auffallend für Regensburg ist dabei, dass sich die Stadt bei der Errichtung von Kindergärten eher zurückhielt und deren Organisation mehr verschiedenen konfessionell geprägten Vereinen überließ. Die Kommune nahm eine starke Kontrollfunktion ein, um die Loyalität der Einrichtungen gegenüber Staat und Obrigkeit zu gewährleisten. Ein eigenes Kapitel widmet sich dem Personal der Erziehungsanstalten und dessen Tendenzen

zur Professionalisierung – ein interessanter Aspekt, der sicher eine weitere Vertiefung verdienen würde. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Kinder von Frauen beaufsichtigt, die dafür zwar eine gewisse charakterliche Eignung, aber keine spezielle pädagogische Ausbildung vorweisen mussten. Erst im Laufe der Jahrzehnte gründeten Reformpädagogen entsprechende Ausbildungsstätten für die Erzieherinnen, die ihr Wissen dann wiederum an die Kinder weitergeben konnten. Eine Beschreibung des städtischen Kindergartens, des Kindergartens St. Leonhard und desjenigen in Stadtamhof bieten detaillierte Fallbeispiele aus dem Regensburger Stadtgebiet. Ein Quellenanhang zu diesen drei Einrichtungen rundet die Publikation ab.

Insgesamt gestattet der schmale Band 17 der „Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte“ einen interessanten ersten Einblick in ein Thema der Sozialgeschichte, das bisher für die Stadt Regensburg nicht aufgearbeitet ist. Gerade die Fundierung auf archaischen Quellen bietet Ausgangspunkte für weitere, tiefergehende Forschungen zu den einzelnen Erziehungseinrichtungen, zu deren Trägern, Personal und pädagogischer Ausrichtung. Ein weitergehender Vergleich zwischen den kirchlichen Instituten untereinander einerseits und den kommunalen und kirchlichen Einrichtungen andererseits wäre wünschenswert.

Camilla Weber

Julia Knoll – Peter Milic, Regensburg in historischen Bildern. Straßen, Gassen und Plätze auf Ansichtskarten, Regenstau: Gietl Verlag 2015; 128 S.: ill.; ISBN 978-3-86646-324-0.

Die Ansichtskarten des namhaften Regensburger Sammlers Peter Milic stehen im Mittelpunkt der Publikation „Regensburg in historischen Bildern. Straßen, Gassen und Plätze auf Ansichtskarten“. Zusammen mit der Julia Knoll wurden „die 200 schönsten“ Karten aus der umfangreichen Sammlung des Regensburgers ausgewählt und in diesem Band methodisch überlegt vorgestellt.

Der Betrachter dieses Bildbandes begibt sich auf eine Reise in die Vergangenheit der Stadt zwischen 1900 und 1920. In alphabetischer Reihenfolge werden Straßen, Gassen und Plätze aus vielfältigen Perspektiven und oft detailreich „in Szene gesetzt“. Die Motive der Postkarten sind größtenteils die vertrauten und bekannten Plätze und Straßen Regensburgs. Es finden sich daher mehrere zeitgenössische Ansichten des *Arnulfplatzes*, des *Bismarckplatzes*, des *Dachauplatzes*, des *Domplatzes*, der *Gesandtenstraße*, des *Haidplatzes*, des *Kohlenmarktes*, des *Krauterermarktes*, der *Maximilianstraße*, des *Moltkeplatzes* (heute und vor 1893 *Alter Kornmarkt*), des *Neupfarrplatzes*, des *Rathausplatzes* oder von *Stadtamhof*. Dabei dominieren meist Menschen und Fahrzeuge als Motive, die prägnanten Gebäude bilden lediglich eine Kulisse. Auf diese Weise gelingt den Autoren, einen Einblick in den Alltag der Regensburger Vergangenheit herzustellen. Die Ansichten einiger Gassen und Straßen in diesem Bildband bezwecken etwas anderes: Sie zielen auf die Wahrnehmung von historischen Prozessen, wie zum Beispiel auf die Umbenennungen von Straßen und Plätze-

namen, ab. Die heutige *D.-Martin-Luther-Straße* hieß um die Jahrhundertwende noch *Klarenangerstraße*, die ehemalige Gasse „*Am Spielhof*“ wurde bei der Bebauung des *Neupfarrplatzes* komplett getilgt. Die verwinkelten Gässchen, wie das *Rehgässchen*, die *Kramgasse* oder das *Eck zum Vaulschink*, die ja gerade den Charme der Altstadt von Regensburg ausmachen, bilden als Motive ein schönes Pendant zu den mächtigen Plätzen. Mit diesem Ansatz erscheint Regensburg in Bildern als lebendiger Organismus des Zeitgeschehens. Diese Publikation stellt ein buntes Sammelsurium an historischen Bildquellen zu Regensburgs dar und lädt Einheimische und vor allem Ortsfremde zum Schmökern ein. Die Bildunterschriften liefern interessante Informationen und ermöglichen die zeitliche und historische Einordnung der abgebildeten Menschen, Ereignisse oder Gebäude.

Der zeitliche Rahmen ist weiter gefasst, als angegeben. Denn die meisten Ansichten sind eher in die Zeit nach 1910 zu verordnen. Der vorliegende Bildband erinnert zudem stark an die ebenfalls in Zusammenarbeit mit Peter Milic entstandene und von Georg Köglmeier und Bernhard Lübbers herausgegebene Publikation „Jahre des stillen Wandels – Regensburg um 1910“¹, in der der historische Hintergrund der Ansichten detailreich und informativ erläutert wird. Dies wäre in stärkerem Maße auch für „Regensburg in historischen Bildern“ wünschenswert gewesen.

Raffael Parzefall

¹ Georg KÖGLMEIER – Bernhard LÜBBERS (Hg.), Jahre des stillen Wandels. Regensburg um 1910. Ansichtskarten der Sammlung Peter Milic (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg 3), Regensburg 2010.

Johannes Hauer, Die Regensburger Hitlerjugend (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 20), Regensburg: edition vulpes 2016; 103 S.: ill.; ISBN 978-3-959112-94-5.

Es handelt sich bei dem hier zu besprechenden Werk um einen Erstling, um die Magisterarbeit des Verfassers. Im Vorwort (9–11) legt Hauer fest, dass er sich hauptsächlich auf die Auswertung der einschlägi-

gen lokalen Presseorgane stützte und das spärliche Material in den Archiven sozusagen nur ergänzend beigezogen habe. In vier großen Abschnitten handelt er dann die Vorgeschichte der HJ bis Anfang 1933 (13–19),

die Organisation der Regensburger HJ (21–49), deren Aktivitäten (51–74) und schließlich ihre Geschichte im 2. Weltkrieg (77–88) ab. Eine Schlussbetrachtung (89f) rundet den Hauptteil ab, ergänzt werden die Ausführungen durch ein Abkürzungsverzeichnis (93f), ein Quellen- und Literaturverzeichnis (95–98), ein Abbildungsverzeichnis (99) und das Personenregister (101–103).

Ohne hier auf Details einzugehen, sei nur festgestellt, dass diese Untersuchung sowohl

methodisch, wie auch quellenkritisch sehr oberflächlich geraten ist. Die fleißige Arbeit, die manche neuen Details zur nationalsozialistischen Jugendarbeit in Regensburg, vor allem aus dem Stadtarchiv, enthält, vermag die regionalen Fakten nicht kritisch in den allgemeinen wissenschaftlichen Diskurs zu diesem Themenfeld einzubinden.

Heinrich Wanderwitz

Peter Schmoll, Messerschmitt-Giganten und der Fliegerhorst Regensburg-Obertraubling 1936–1945, Regenstau: MZ-Buchverlag, 2. erweiterte und bearb. Aufl. 2016; 280 S., zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-86646-336-3.

Vor 80 Jahren wurde nordöstlich von Obertraubling ein Fliegerhorst gegründet. Im Zuge der nationalsozialistischen Aufrüstungspolitik diente dieser als Flugplatz, später als Produktionsstätte der Messerschmitt-Werke. Dieser wechselvollen Geschichte widmet sich Peter Schmoll im vorliegenden Band. Dabei wird zunächst die Errichtung des Fliegerhorsts mit den für den Flugbetrieb und die Unterbringung von Menschen und Maschinen notwendigen Gebäuden geschildert. Ein nächster Abschnitt widmet sich den hier stationierten Einheiten der Luftwaffe. So starteten 1939 im Rahmen der Besetzung des tschechischen Gebietes der Tschecho-Slowakischen Republik auch von Obertraubling aus zahlreiche Flugzeuge. Zudem fand hier die Ausbildung von Piloten für die gefürchteten „Stukas“ (Sturzkampfbomber) statt.

Den weitaus umfangreicheren Teil des Bandes nimmt jedoch der Zeitraum von 1941 bis 1945 ein, als die Luftwaffe abgezogen und der Standort ausschließlich von Messerschmitt genutzt wurde. Hierbei ist anzumerken, dass bereits seit 1937 im nahen Regensburg Flugzeuge produziert wurden. Der nicht weit entfernte Fliegerhorst Obertraubling bot mit seinen großzügig dimensionierten Hallen und einem eigenen Flugplatz eine ideale Ergänzung und fungierte fortan als Werk II. In den folgenden Kapiteln werden die in Obertraubling gefertigten Maschinen vorgestellt.

Die titelgebende Me 321 „Gigant“ war der größte im Zweiten Weltkrieg eingesetzte Lastensegler, mit einer Spannweite von 55 Metern und 10 Metern Höhe. Geschildert werden auch die Hintergründe der Entwick-

lung dieses Transportflugzeugs, das ursprünglich konstruiert worden war, um die Invasion Großbritanniens logistisch zu unterstützen. Ebenso kommt der Materialmangel zur Sprache. So bestanden etwa ein Teil der Tragflächen aus Holz, die Bespannung des Rumpfs lediglich aus Leinwand. Ausführlich, und mit zahlreichen Abbildungen versehen, wird der schwierige Schlepp- und Flugbetrieb beschrieben. Angesichts eines Gesamtgewichts von über 30 Tonnen waren bis zu drei Flugzeuge sowie Startraketen nötig, um die Me 321 in die Luft zu heben. Bei dieser Prozedur kam es zu zahlreichen Zwischenfällen und Unglücken, die zum Verlust von Maschinen und Menschenleben führten. Dementsprechend wurde ab 1942 eine motorisierte Version des Transporters, die Me 323, in Obertraubling gefertigt. Neben den anfallenden baulichen Veränderungen werden das Einsatzspektrum der Me 323 als Transportflugzeug für Nachschub an die Front, den Rücktransport von Verwundeten sowie Varianten, die als fliegende Werkstatt oder Waffenträger verwendet wurden, dargestellt.

Bis Kriegsende sollten in Obertraubling zudem noch zwei Flugzeugtypen gefertigt werden, mit denen technisches Neuland betreten wurde. Die Me 163 war das erste raketentriebene Flugzeug, welches vom Militär genutzt wurde. Die Me 262 wiederum stellt das erste in Serie gebaute Flugzeug mit Strahltriebwerk dar. Breiten Raum erhalten die Darstellung der technischen Besonderheiten dieser Maschinen, sowie deren Flugbetrieb. Hierbei kommt auch eine große Zahl an Zeitzeugenberichten zu Wort. Mittels dieser eindrucklichen Schilderungen gelingt es dem

Autor sowohl die Faszination der Entwicklung und Erprobung dieser neuartigen Flugzeuge zu vermitteln, als auch den Schrecken des Krieges mit zahlreichen tödlichen Unfällen und Abschüssen stets vor Augen zu führen.

Desweiteren kommen die Luftangriffe auf Obertraubling sowie deren Auswirkungen und Schäden in einem eigenen Kapitel zu Wort. Das Werk wurde 1944 fast völlig zerstört, was jedoch noch nicht das Ende für den Standort Obertraubling bedeutete. Hier konzentrierte sich nun der Einflugbetrieb, während durch Dezentralisierung in diverse Auslagerungsbetriebe, vor allem in die nahegelegenen sogenannten Waldwerke, eine weitere Produktion ermöglicht wurde. Noch in den letzten Kriegsmonaten wurden in Obertraubling provisorische Startbahnen für die neue Me 262 geschaffen.

Gegenüber der Erstauflage sind ergänzende Kapitel hinzugekommen, die sich mit den Überresten der Bombardierungen, der Flugzeugabstürze sowie der Flugzeugfertigung beschäftigen. Zeugnisse hiervon wurden gerade in den letzten Jahren im Zuge von Baumaßnahmen häufig zu Tage gefördert. Daneben wird auf die baulichen Überreste des Fliegerhorsts und ihre heutige Nutzung in Neutraubling verwiesen.

Auch die Arbeits- und Lebensbedingungen der Beschäftigten des Messerschmitt-Werkes werden neben der umfangreichen Beschreibung des Produktions- und Flugbetriebs angesprochen. Wünschenswert wäre eine etwas

umfangreichere Behandlung dieser Thematik. Schließlich leistete ein Großteil der in Obertraubling Beschäftigten Zwangsarbeit als Angehörige einer Wehrmachtsstrafeinheit, Kriegsgefangene oder KZ-Häftlinge. Es bestand sogar ein eigenes Außenlager des Konzentrationslagers Flossenbürg. In den letzten Jahren sind zu dieser Thematik einige Forschungsergebnisse erschienen – auch und gerade für das Werk in Obertraubling.¹ Diese Titel erscheinen jedoch nicht im Literaturverzeichnis, das sich gegenüber der Erstauflage von 2002 unverändert zeigt. Dies überrascht insbesondere deshalb, weil auch einschlägige Veröffentlichungen des Autors selbst nicht angeführt werden.² Dagegen wird in einzelnen Kapiteln lediglich im Fließtext auf dessen Werk zu den Luftangriffen auf Regensburg verwiesen. Auch Anmerkungen des Autors werden nicht in Fußnoten, sondern direkt im Fließtext wiedergegeben. Hier hätte die Verwendung eines Anmerkungsapparates zu einer leichteren Lesbarkeit und klareren Strukturierung beitragen können.

Abgesehen davon hat der Autor eine eindrückliche und detaillierte Darstellung des Fliegerhorsts und Rüstungsstandortes Obertraubling vorgelegt. Mit der Neuauflage liegt ein wichtiger, mit vielen Zeitzeugenberichten und historischen Abbildungen versehener, Beitrag zur Regensburger Lokalgeschichte sowie der Militär- und Technikgeschichte des Zweiten Weltkriegs vor.

Konrad Zrenner

¹ Wolfgang BENZ – Barbara DISTEL (Hg.), *Das Konzentrationslager Flossenbürg und seine Außenlager*, München 2009; Ulrich FRITZ – Heike WOLTER, *Das Außenlager Obertraubling*, in: Stadt Neutraubling (Hg.), *Stadtbuch Neutraubling – Niemand war schon immer da*, Neutraubling 2012, S. 77–84; Reinhard HANAUSCH – Bernhard LÜBBERS – Roman SMOLORZ – Mark SPOERER (Hg.), *Überleben durch Kunst. Zwangsarbeit im Konzentrationslager Gusen für das Messerschmittwerk Regensburg* (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg 7), Regensburg 2012; Günter SCHIEBL, *Begegnungen mit ehemaligen ZwangsarbeiterInnen*, Regensburg 2003; Roman SMOLORZ, *Zwangsarbeit im „Dritten Reich“ am Beispiel Regensburgs* (Regensburger Studien 8), Regensburg 2003; Heike WOLTER u. a., *„Wenn der Krieg um 11 Uhr aus ist, seid ihr um 10 Uhr alle tot!“ Sterben und Überleben im KZ-Außenlager Obertraubling*, Salzburg 2011.

² Peter SCHMOLL, *Einsatz von Zwangsarbeitern bei der Messerschmitt GmbH Regensburg*, in: Evangelisches Bildungswerk (Hg.), *Zwangsarbeiter in Regensburg 1940–1945. Dokumentation einer Tagung*, Regensburg 2000, S. 20–22; DERS., *Der Fliegerhorst Obertraubling 1936–1945*, in: Stadt Neutraubling (Hg.), *Stadtbuch Neutraubling – Niemand war schon immer da*, Neutraubling 2012, S. 65–76; DERS., *Luftangriffe auf Regensburg. Die Messerschmitt-Werke und Regensburg im Fadenkreuz alliierter Bomber 1939–1945*, Regenstauf 2015.

Laura Ulrich, *Wege nach Europa. Heinrich Aigner und die Anfänge des Europäischen Rechnungshofes* (Forschungen zur Landes- und Regionalgeschichte 14) St. Ottilien: EOS 2015; 247 S.: ill.; ISBN 978-3-8306-7731-4.

In der Reihe *Forschungen zur Landes- und Regionalgeschichte*, herausgegeben von Ferdinand Kramer, erscheint die im Jahr 2014 als Magister- und Zulassungsarbeit am Institut für Bayerische Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichte Untersuchung von Laura Ulrich über den CSU-Politiker Heinrich Aigner. Die Autorin unternimmt in ihrer Arbeit den Versuch, das politische Wirken von Dr. Heinrich Aigner (1924–1988), einem gebürtigen Amberger, auf der kommunalen, bundespolitischen und schließlich europäischen Ebene darzustellen und zu bewerten. Im Vordergrund steht hierbei besonders seine Rolle bei der Schaffung des Europäischen Rechnungshofes.

Einleitend wird die zentrale Frage gestellt, wie und aus welchen Gründen Aigner zur „treibende(n) Kraft bei der Errichtung des Europäischen Rechnungshofes“ (12) wurde. Über einen biographischen Ansatz versucht die Autorin, die politische Laufbahn und das Wirken von Aigner zu erschließen und hinsichtlich einer europäischen Idee zu analysieren. Im ersten Teil der Arbeit steht der Weg in die Politik und sein Engagement bis zur ersten Direktwahl im Jahr 1979 im Mittelpunkt. Aigner, der im oberfränkischen Eb- nach geboren wurde und seit der Versetzung seines Vaters kurz nach der Geburt in Amberg aufgewachsen war, wandte sich während seines Studiums der Rechtswissenschaften und der anschließenden Promotion als Mitglied der Jungen Union (JU) und Mitglied der CSU Amberg der kommunalen Politik zu. Die politische Karriere verfolgte der Beamte konsequent, sodass er bereits mit 33 Jahren bei der Wahl 1957 als direkt gewählter Abgeordneter des Wahlkreises Amberg-Neumarkt in der Oberpfalz in den Bundestag einzog, dem er dann bis zum Jahr 1980 angehört hatte.

Der Weg nach Europa eröffnete sich für Aigner im Jahr 1961, als er mit 35 weiteren Abgeordneten des Bundestags in das Europäische Parlament entsandt worden war. Es bleibt jedoch ungeklärt, ob sich Aigner darum bemüht hatte. Diese Periode als Abgeordneter war vor allem „vom Kampf für die Errichtung eines Europäischen Rechnungshofes geprägt“ (57), den er vor allem im Rahmen seiner Tätigkeit im Unterausschuss

Kontrolle intensivierte. Die Entwicklung des Europäischen Rechnungshofes von den Anfängen in den 1960er Jahren bis zur Arbeitsaufnahme im Oktober 1977 wird in einem eigenen Kapitel detailreich dargestellt. Die Leistung Aigners ist dabei im Aufbau eines Netzwerkes und die Einbeziehung der Öffentlichkeit bei der Errichtung des Rechnungshofes zu sehen und weniger bei der inhaltlichen Ausgestaltung. Bei der ersten Direktwahl für das Europäische Parlament im Jahr 1979 trat Aigner als Kandidat der CSU an und konnte schließlich als Delegierter einziehen.

Den Antrieb Aigners, an der Ausgestaltung einer europäischen Einheit aktiv mitzuwirken und diese Europaidee in der Öffentlichkeit zu verbreiten, sieht die Autorin in der Erziehung, Herkunft und Sozialisation sowie in der „Rezeption von Zeitgeschichten“ (43) und letztlich in den Erfahrungen aus seinem persönlichen Umfeld. Auch seine Erlebnisse als Kriegsteilnehmer werden als Legitimation für das spätere europäische Engagement gesehen, ohne jedoch dafür konkrete Hinweise zu liefern. In der zweiten Phase der Abgeordnetentätigkeit, deren Beginn die Verfasserin mit der Direktwahl 1979 bestimmt, setzte sich Aigner das Ziel, die Haushaltskontrolle respektive den Rechnungshof auszubauen und die Betrugsbekämpfung zu institutionalisieren, wie die Autorin etwas wiederholend darstellt. Die funktionelle Zusammenarbeit mit dem Europäischen Rechnungshof, den Aigner als eine Art Hilfsorgan für die Haushaltskontrolle des Parlaments verstand, erschien dem Amberger stets als wichtiges Ziel. Die persönlichen Erwartungen an die neue Institution *Europäischer Rechnungshof* knüpfte er dabei auch an die Akzeptanz und Wertschätzung seiner europapolitischen Arbeit in der Heimat.

Sein europaparlamentarisches Wirken hatte sich jedoch auf der Ebene seines Wahlkreises nicht ausgezahlt; er wurde für die Bundestagswahl 1980 nicht mehr als Kandidat aufgestellt. Die Tätigkeit in Brüssel war unvereinbar mit dem Mandat als Bundes- oder Landtagsabgeordneter. Zudem bewirkte die Niederlage von Franz Josef Strauß bei der Bundestagswahl, dass Aigner die zuvor ange-

botene Berufung in den Landesvorstand der CSU verwehrt blieb. Fortan konzentrierte er sich als Vorsitzender des *Ausschusses für Haushaltskontrolle* und „Anwalt des Steuerzahlers“ (100) bis zu seinem Tod im Jahr 1988 auf die Haushaltskontrolle und die Betrugsbekämpfung in der Europäischen Gemeinschaft.

Der politische Weg von Amberg nach Bonn und schließlich Brüssel war zweifelsohne von Erfolg gekrönt. Vor allem seine europapolitische Tätigkeit wurde nicht nur zeitgenössisch gewürdigt, denn sein Engagement für eine

verbesserte Finanzkontrolle war nachhaltig. Die Autorin beleuchtet detailreich und anschaulich die Verdienste Aigners, die sie methodisch gekonnt als „intellectual biography“ bzw. politische Biographie darstellt. Die Arbeit schließt mit einem Editionsteil, in dem die wichtigsten Dokumente der europapolitischen Arbeit Heinrich Aigners zusammengefasst werden. Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis ergänzt die Abhandlung.

Raffael Parzefall

Bernhard Fuchs, 25 Jahre Dolina. Gesellschaft für Landeskunde e.V. (Regensburger Beiträge zur Heimatforschung 7; DOLINA-Schriften 1) Kollersried: Verlag Th. Feuerer 2015; 95 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISSN 2197-1218.

In den vergangenen Jahren hat der Heimatbegriff und das Bewusstsein für die Geschichte der eigenen Region wieder verstärkt an Bedeutung gewonnen. Alte Bräuche und Traditionen erfahren regen Zuspruch oder werden wiederbelebt. Anschaulich macht dies etwa die seit Jahren anhaltende Begeisterung für die Tracht. Daneben stößt auch die Beschäftigung mit regionalhistorischen Themen und ganz allgemein der Landesgeschichte auf großes Interesse. Dies verdeutlichen beispielsweise die durchweg hohen Besucherzahlen in den bayerischen Museen. Besonders publikumswirksame Ausstellungen finden sich jedoch in der Regel vor allem in Großstädten oder Ballungsräumen. Im ländlichen Raum fehlen oftmals die entsprechenden kulturellen Institutionen und nicht zuletzt die finanziellen wie personellen Voraussetzungen und Möglichkeiten. Hier bedarf es lokaler Multiplikatoren. Häufig sind dies verhältnismäßig kleine, ehrenamtlich tätige Vereine.

Im Süden des fränkischen Jura gibt es mit der 1990 in Parsberg gegründeten „Dolina Gesellschaft für Landeskunde“ einen besonders engagierten Geschichts- und Heimatverein. Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Gesellschaft verfasste der Historiker Bernhard Fuchs die vorliegende Festschrift. Durch die Berücksichtigung einer Vielzahl von Unterlagen aus dem vereinseigenen Archiv, konnte er eine ausführliche Darstellung der Schwerpunkte und Bandbreite der Vereinsaktivitäten vorlegen. Ansprechend illustriert wird dies durch eine stimmige Aus-

wahl an abgebildeten Dokumenten, Fotografien und Kartenmaterial.

Namensgeber für den Verein, der bereits im Gründungsjahr über 100 Mitglieder gewinnen konnte, waren die Dolinen. Dies ist die Bezeichnung für Senken, die durch Verwitterung im Karst entstanden sind. Die Vielzahl von Eisenschlackeresten nahe der Dolinen im Raum der südlichen Frankenalb, lässt aber auch die Vermutung zu, dass es sich bei diesen Geländeeinschnitten um menschliche Einflüsse handelt, die durch den Abbau des Eisenerzes entstanden sind. Die archäologische Erforschung der Dolinen im oberpfälzischen Jura bildete daher von Beginn an einen Schwerpunkt der Vereinstätigkeit. Angestoßen wurde dies durch den Forscherdrang des Gründungsmitglieds und Ehrenvorsitzenden Prof. Dr. Kurt Brenner, der in zahlreichen Feldbegehungen Material über die Dolinen sammelte. Durch großes ehrenamtliches Engagement konnten so weit über 12.000 Lesesteine gesammelt werden. Diese Funde können Aufschlüsse über prähistorische Siedlungen in der Region geben. Die Forschungsarbeit wird seit 2002 durch eine aus dem Verein hervorgegangene Stiftung getragen. Vorrangig steht hierbei die weitere wissenschaftliche Erfassung und Auswertung der Dolina-Sammlung im Fokus. Diese erfolgt seit 2009 in Kooperation mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Daneben fördert die Dolina-Stiftung auch universitäre Abschlussarbeiten engagierter Studierender.

Neben diesem Standbein der Erforschung

der Natur- und Kulturlandschaft Oberpfälzer Jura, versteht sich die Dolina auch als Kulturverein in der Jugend- und Erwachsenenbildung. Dies veranschaulicht der Band durch die Wiedergabe des vielfältigen Angebots an Exkursionen, Vorträgen und Ausstellungen der vergangenen 25 Jahre. Die Veranstaltungen beschränkten sich aber nicht nur auf die Themenfelder Archäologie, Geschichte sowie Geologie. Mit Lesungen, Konzerten und Vernissagen bot der Verein ein breites Spektrum aus Kunst, Malerei, Musik und Literatur auf. Insbesondere bei Ausstellungen kam es auch zu Kooperationen mit Forschungseinrichtungen, wie dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz, der Universität Erlangen oder der Ostbayerischen Technischen Hochschule Regensburg. Daneben versteht sich der Verein auch als Ansprechpartner im Rahmen von Schulprojekten. Landeskundliche und regionalhistorische Fragestellungen und Projekte wurden begleitet sowie bis zur Veröffentlichung der Ergebnisse finanziell unterstützt.

Herausgearbeitet wird auch, dass das Einzugsgebiet der Dolina nicht etwa an der Gemeinde- oder Landkreisgrenze halt macht. Mitglieder und Aktivitäten des Vereins erstrecken sich auf die geologische Formation des Jura, also auf die vier Regierungsbezirke

Oberpfalz, Nieder- und Oberbayern sowie Mittelfranken. Zudem ist man mit vereinseigenen Räumlichkeiten gleich mehrfach in der Region präsent. Derzeit befinden sich diese in Prunn, Riedenburg und Dietfurt. Auch die Hauptversammlungen werden jedes Jahr an einem anderen Ort abgehalten. Der Verein trägt somit zur Festigung der regionalen Identität bei. Zudem wurde mit den parallel stattfindenden Barbarafeiern ein alter Weihnachtsbrauch wiederbelebt.

Zusammenfassend wird deutlich, dass die rege Vereinstätigkeit der Dolina das kulturelle Angebot in der Region immens erweitern konnte. Künftig ist zudem die Gründung einer eigenen Schriftenreihe geplant. Somit würde eine Plattform für regionalgeschichtliche Arbeiten entstehen, die es in dieser Form für den Oberpfälzer Jura noch nicht gibt. Somit gelingt es dem vorliegenden Band zum einen das vielfältige Engagement und die Bedeutung der Dolina als Kulturträger und Vermittler aufzuzeigen. Zum anderen ist nicht nur eine ansprechende und informative Chronik für die Vereinsmitglieder entstanden, sondern eine exemplarische Würdigung der Verdienste lokaler Heimatvereine.

Konrad Zrenner

Tobias Appl – Johann Wax (Hg.), *Tracht im Blick. Die Oberpfalz packt aus* (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Oberpfalz 1) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2016; 288 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-7917-2794-3.

An insgesamt neun Museen der Oberpfalz stand das Jahr 2016 im Zeichen des Phänomens Tracht. Koordiniert von der Kultur- und Heimatpflege des Bezirks eröffneten die Stadtmuseen in Neumarkt, Nittenau, Schwandorf, Sulzbach-Rosenberg und Weiden sowie das Oberpfälzer Volkskundemuseum Burglengenfeld, das Wallfahrtsmuseum Neukirchen beim Hl. Blut, das Oberpfälzer Freilandmuseum Neusath-Perschen und das Historische Museum der Stadt Regensburg wissenschaftliche Perspektiven auf Geschichte, Bedeutung und Wandel der Trachten in der Region. Beim „*Phänomen Tracht*“, wie es die Herausgeber Bezirksheimatpfleger Tobias Appl und Stellvertretender Bezirksheimatpfleger Johann Wax in ihrer kurzen Einführung in den vorliegenden Begleitband zur Ausstellungsreihe nennen,

handelt es sich nicht lediglich um ein historisch außergewöhnlich dynamisches Forschungsfeld, sondern auch um ein ausgesprochen aktuelles Thema. So ist vor allem für die Zeit nach der Jahrtausendwende eine erstaunliche Renaissance von Trachtenmoden, überraschenderweise gerade in der jüngeren Generation, zu diagnostizieren. Nicht zuletzt aufgrund dieser interessanten neueren Entwicklung, die sich zu gleichen Teilen aus Ideologie und Industrie zu speisen scheint, ist eine grundlegende und kritische Darstellung des „Phänomens“ in der Region, wie sie dieser reich bebilderte Band in seinen Aufsatzbeiträgen leistet, überfällig und hochwillkommen.

In insgesamt 16 Aufsätzen behandeln die versammelten Autorinnen und Autoren die „Oberpfälzer Tracht“ aus den Perspektiven

der Geschichtswissenschaft, der Kunstgeschichte, der Literaturwissenschaft und der Volkskunde. Den grundlegenden Einstieg ins Thema leisten die Aufsätze von Inge Weid und Margit Berwing-Wittl. Während ersterer Beitrag die vorhandenen Quellengruppen, auf deren Grundlage die Trachten in der Region historisch fassbar werden, versammelt und für die Forschung aufbereitet, leistet Berwing-Wittl eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff „Tracht“. Über einen kleidungsanalytisch-historischen Zugang legt sie so das Fundament für eine Dekonstruktion gängiger Authentizitätsvorstellungen und Trachtenideologien, wie sie die weiteren Beiträge im folgenden leisten werden. Es sind zwei wertvolle, elementare Aufsätze, die Thema und Problematik Tracht auch für Laien verständlich umreißen und gleichermaßen in Seminarveranstaltungen wie in der praktischen Kulturarbeit gute Anwendung finden werden. Einen tieferen exemplarischen Einstieg in die Mitte des 19. Jahrhunderts, die für die Entwicklung der bayerischen Trachtenkleidung formative Phase, unternehmen Inge Weid mit ihrem zweiten Beitrag und Verena Corsetti. Weid erarbeitet zunächst schlüssig, wie Eduard Fensch (1814–1877) seine Beschreibungen von Trachten für eine grundsätzliche, nachromantische Kritik an Modernisierungsprozessen nutzt. Unter dem Eindruck der beginnenden Industrialisierung bedauert Fensch das Abkommen von traditionellen Kleidungsformen und offenbart sich, so Weid, als „städtische[r] Intellektuelle[r], der bedauert, dass seine agrarromantischen Vorstellungen nicht mit der Realität übereinstimmen.“ (49) Ein weiteres Verdienst Weids ist der Nachweis, wie diese kulturpessimistische Ideologie noch in Trachtenpublikationen der 1990er-Jahre unkritisch perpetuiert wird. Verena Corsetti bestätigt anhand der Oberpfälzer Physikatsberichte die intellektuellen, agrarromantischen Trachtenutopien, wie sie ein städtisch-bürgerliches Publikum in der Mitte des 19. Jahrhunderts entwarf. Gerade im Kontrast zu der als städtisch empfundenen „französischen Mode“ offenbare sich dabei nicht nur Fortschrittskritik, sondern auch der Wunsch, „eine regionale Identität zu kreieren“ (65).

Etwa ein halbes Jahrhundert später steht die Oberpfälzer Tracht erneut (oder noch immer?) im Blickfeld von Verlustdiskursen und Fortschrittskritik. Eine erste Erneue-

rungswelle ergreift in diesem Umfeld die Tracht zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Petra Henseler stellt dies am Beispiel des Neumarkter Kunstmalers Albert Reich (1881–1942) dar. Über seine Illustrationen in der heimatkundlichen Publizistik, etwa der Zeitschrift „Die Oberpfalz“ oder dem „Nordgau-Kalender“, beeinflusste Reich Form und Farbigkeit der sich verändernden regionalen Trachten maßgeblich. Eine vergleichbare Bedeutung für den Bayerischen Wald attestiert Bärbel Kleindorfer-Marx dem Schriftsteller Maximilian Schmidt (1832–1919) – als „Waldschmidt“ einer der meistgelesenen Literaten seiner Zeit –, dem Maler Oskar von Zaborsky (1898–1959) und dem Kötztlinger Friseur Conrad Krämer (1879–1962). Letzterer avancierte vor allem in den 1950er-Jahren zu einem der bekanntesten Trachtenträger Bayerns. Das reiche Material, das Kleindorfer-Marx ausbreitet, belegt eindrucksvoll den Einfluss der drei Persönlichkeiten auf die Erneuerung der Tracht weit über ihre unmittelbare Region hinaus und deckt dabei zugleich eine Forschungslücke auf: die Entwürfe Oskar von Zaborskys zur Trachtenerneuerung der Zeit warten auf eine gründliche Betrachtung.

Mit dem Nachleben agrarromantischer Ideologien in den verschiedenen Trachtenerneuerungen seit Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigen sich gleich drei Beiträge. Die Rolle der Trachtenvereine als Bewahrer und Gestalter der Oberpfälzer Trachtenlandschaft behandelt Hans Wax. Dem Beitrag gelingt es über eine chronologische Darstellung zum einen, die außerordentliche Bedeutung der Vereine innerhalb der regionalen Kulturstrukturen offenzulegen. Zum anderen weist Wax nach, wie sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg aus einer oberbayrisch geprägten „Gebirgstracht“ langsam und institutionell gelenkt eine genuin oberpfälzische Form mit regionalpolitischer Stoßrichtung entwickelt. Den politischen Kontext für die Übernahme und Entwicklung der sich laufend erneuernden Trachten der „Landfrauen“ liefert Monika Ständecke. In einem materialreichen Überblick schafft sie es über eine dezidiert weibliche Perspektive, das komplexe identitätspolitische Zusammenspiel von Verbänden, politischen Maßgaben, Heimatpflege, Erwachsenenbildung und Modeindustrie hinter der weiblichen Trachtenmode des 20. und 21. Jahrhunderts zu durchdringen.

Mit der kulturpolitischen Dimension der verschiedenen Trachtenerneuerungen des 20. Jahrhunderts setzt sich auch Tobias Appl auseinander. Sein institutionsgeschichtlicher Beitrag verdeutlicht den gravierenden Einfluss der bayerischen Kulturpolitik nach 1945 auf die Trachtenpflege. Über Vorstellungen der Bodenständigkeit und Regionalität sowie gezielte Förderprogramme steuerte besonders die Heimatpflege die Trachtenerneuerung entscheidend. Die langwierigen Diskussionsprozesse hinter den konkurrierenden Trachtenidealen arbeitet Bezirksheimatpfleger Appl dabei stichhaltig heraus und hinterfragt dabei auch die Rolle seines eigenen Hauses in den Oberpfälzer Trachtenneuschöpfungen der Zeit seit 1960. So wird einmal mehr klar, wie vorsichtig Authentizitäts- und „Echtheits“-Diskussionen in Bezug auf Tracht zu führen sein sollten.

Vier Beiträge zu einzelnen Kleidungsstücken runden den Band ab. Zunächst zeichnet Birgit Angerer auf der Grundlage von Beispielen aus Kunst und Literatur die Entwicklung des Dirndls nach. Es eröffnet sich darin ein laufender kultureller Wertewandel, der vor dem Hintergrund sich verändernder gesellschaftlicher Normen Funktion und Symbolik des Dirndls kontinuierlich neu aushandelt – bis heute. Einen „Streifzug durch die Geschichte der Unterwäsche“ unternehmen im Anschluss Jörg Fischer und Eva

Maria Keil. Sie komplettieren so gemeinsam mit Carolin Schmucks Beitrag zu Kopfbedeckungen und Katrin Webers gründlicher Aufarbeitung der Regensburger Riegelhaubentickerinnen den Band auf informative und anschauliche Weise. Den Abschluss übernimmt Sepp Lösch mit einem kurzen Beitrag zur Rosenberger Kirwatracht, der den Ausführungen von Wax und Appl noch einige kleinere, lokalspezifische Befunde hinzufügt.

In der Summe legen Appl und Wax mit ihrem Band eine ebenso grundlegende wie materialreiche Darstellung der Tracht in der Oberpfalz in nahezu all ihren historischen Facetten vor. Die Beiträge sind klug gewählt, die Beispiele geschickt gesetzt und die Fülle an Illustrationen beeindruckt. Doch vor allem überzeugen die Autoren mit einem aktuellen und kritischen Blick auf das „Phänomen Tracht“, der sich nicht in überholten Debatten von „Echtheit“ und „Authentizität“ verliert, sondern Tracht trotz – oder gerade wegen – ihrer dynamischen, oft institutionell gesteuerten Entwicklung als kulturelle Tatsache ernst nimmt. Tracht gerät unter dieser differenzierten Lupe so zu einem Spiegelbild sich verändernder gesellschaftlicher Wertvorstellungen, in dem sich auch die dynamische Wechselbeziehung im Verhältnis zwischen Mensch und Kleidungsstück offenbart.

Manuel Trummer

Alfred Wolfsteiner, Schwandorfer Biergeschichten. Von Bierbauern und Bierkiesern, Wirtshäusern, Wirten und ihren Gästen. Begleitband zu einer Ausstellung des Stadtarchivs Schwandorf aus Anlass des Jubiläums „500 Jahre bayerisches Reinheitsgebot“, Schwandorf: Stadt Schwandorf 2016; 139 S.: ill.

Das Jubiläum „500 Jahre bayerisches Reinheitsgebot“ hat neben dem Haus der bayerischen Geschichte mit der großen Landesausstellung in Aldersbach auch etliche Orte in Bayern dazu veranlasst, durch Ausstellungen an die lokale Brau- und Wirtshaus tradition zu erinnern. In der Oberpfalz sind dies das Historische Museum der Stadt Regensburg sowie die Stadtarchive in Amberg und Schwandorf. Zu Ausstellung des Stadtarchivs Schwandorf, die bis Oktober 2016 im Rathaus zu sehen war, fertigte Stadtbibliothekar Alfred Wolfsteiner einen Begleitband mit dem Titel „Schwandorfer Biergeschichten“. Der aufwändige gestaltete Band mit dem Untertitel „Von Bierbauern und Bierkiesern, Wirtshäu-

sern, Wirten und ihren Gästen“ dokumentiert nicht nur die lokale Brautradition mit dem spätmittelalterlichen Kommunbrauwesen, sondern schildert – in aller Kürze – die Geschichte der einstigen Schlossbrauereien Fronberg und Naabeck sowie die nach 1858 gegründeten Privatbrauereien Schmidt, Hubmann, Plank und Mehrl. Als besonderes „Schmankerl“ findet sich das Faksimile eines handschriftlichen Schwandorfer Bier- und Heferezepts, das der Regensburger Stadtrat den örtlichen Bräuern in der Brauordnung von 1549 offensichtlich ganz besonders an Herz legte. Vor allem die ausführliche Darstellung der Methodik der Hefegewinnung ist auch für die überregionale Geschichte des Brauwe-

sens von Bedeutung. Dabei wurde die nach der Gärung verbliebene Hefe über Strohkranze geschüttet, getrocknet und bei einem erneuten Brauvorgang wieder verwendet.

Intensiv beschäftigte sich die im Text ausführlich zitierte Schwandorfer Eheftordnung von 1722 mit dem Brauwesen. Der Schwandorfer Bibliothekar sammelte im Lauf seiner langjährigen Tätigkeit auch eine Fülle von literarischen Quellen zum Thema „Bier und Schwandorf“. So beschäftigte sich der in Schwandorf geborene Benediktinerpater Odilo Schreger (1697–1774) in seinen zu Lebzeiten weit verbreiteten Schriften ausführlich mit dem Bier, seiner Herstellung und seinem Gebrauch, aber auch mit dessen Missbrauch. Vor allem aber der gesundheitliche Aspekt des Bierkonsums war ihm ein Anliegen, wie aus dem folgenden gereimten Ratsschlag zu erfahren ist: „Bier macht stark, mehrt Fleisch und Blut, den Stuhlgang es befördern tut. Feucht an den Leib, kühlt den Harn, bläst mit Winden an den Darm.“ Dazu gibt Schreger, wohl aus eigener Erfahrung, in seinem „Wohlerfahrenen Speisemeister“ von 1766 eine Menge von Tipps, wie man die Qualität des Bieres verbessern kann. Er konnte sich aus. Schließlich stammte er aus einer uralten Schwandorfer „Kommunbrauerfamilie“ und sogar Goethe machte auf seiner „Italienischen Reise“ Station in der örtlichen „Post“, die Odilo Schregers Neffe damals führte.

Die Fülle der „Bier-Quellen“, die der Stadtbibliothekar zu dieser Thematik für das 19. Jahrhundert gefunden hat, ist beachtlich: In seiner „Medizinischen Ortsbeschreibung“ von 1799 etwa stellt der damalige Stadtphysicus Dr. Raphael Schleis von Löwenfeld bereits 1799 kritisch fest, dass man dem Schwandorfer Bier anmerke, dass hier kein Mangel an Wasser sei. Eine Bierkieserordnung von 1836 regelte die lokale Bierbeschau und ein kürzlich in einem handschriftlichen Kochbuch entdecktes „Bierlied“ beklagt die umfangreiche Anzahl der Zusatzstoffe, die einst verbotswidrig dem Bier beigemischt wurden. Ausführlich wird in dem unterhaltsam zu lesenden Buch auf die Eisenbahn eingegangen, die mit dem Bau der Linie von Regensburg über Amberg nach Nürnberg im Jahre 1859 die Gastronomie Schwandorfs

nachhaltig veränderte und vom Marktplatz in Richtung Bahnhof verlagerte. Etwa zwei Drittel des Bandes dokumentieren die örtliche Wirtshauskultur, gehörte doch das Wirtshaus neben dem Rathaus und der Kirche zur wichtigen „Dreifaltigkeit“ einer Kleinstadt wie etwa Schwandorf.

So hat der Autor alle Quellen zusammengetragen, die das gesellige Leben einer Stadt neben dem Konsum alkoholischer Getränke ausmachen, darunter natürlich das Tanzvergnügen und das Kartenspiel. Der Schwandorfer Autor Eugen Oker hat dem urbayrischen Kartenspiel, dem „Watten“, einst in der Kulturzeitschrift „Merian“ erschienen, einen langen Artikel gewidmet. Er wird hier ungekürzt abgedruckt. Aber auch die aus übermäßigem Bierkonsum entstehenden Konflikte werden thematisiert, etwa durch Auswertung der umfangreichen und in diesem Punkt höchst ergiebigen Protokolle der örtlichen Gendarmerie. Weitere Kapitel des Buches sind den Themen „Bier und Moral“, „Bier und Vereinswesen“ sowie „Bier und Justiz“ gewidmet. In etlichen autobiographischen Publikationen der letzten Jahre lebt die Schwandorfer Wirtshauskultur der letzten 50 Jahre wieder auf. Wirtshäusern, die es schon lange nicht mehr gibt, wird ein Denkmal gesetzt, etwa dem „Letzte Fünfer!“ oder dem legendären „Cafe Hemdhoeh“ der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Der 140seitige Band erschien in einer Auflage von 1000 Exemplaren und ist ausführlich mit historischen Bildern, zahlreichen Faksimiles und vielen Zeitungsinseraten der letzten 120 Jahre illustriert sowie mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis versehen. Das Buch vermittelt nicht nur eine lokale „Bier-, Brauerei- und Wirtshausgeschichte“ sondern gibt zudem einen unterhaltsamen Einblick in die Wirtshauskultur einer Stadt wie Schwandorf mit all ihrem Wandel im Lauf der Jahrhunderte.

Der Band kostet 20,- Euro (inkl. Porto und Verpackung) und ist exklusiv über die Stadtbibliothek, Sandstr. 5, 92421 Schwandorf zu beziehen. Bestellungen über e-mail unter wolfsteiner.alfred@schwandorf.de

Alfred Wolfsteiner (Selbstanzeige)

Jasmin Beer – Wolfgang Neiser (Hg.), *Brau-Kunst in und um Regensburg*. Festschrift zum Tag des Bieres und Begleitbuch zur Regensburger Ausstellung anlässlich des 500-jährigen Jubiläums des Bayerischen Reinheitsgebots, Regenstauf: MZ-Buchverlag 2016; 132 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-86646-516-5.

Es zählt zu den ältesten Lebensmittelgesetzen der Welt und ist Qualitätssiegel wie Marketingslogan zugleich: Weil das bayerische Reinheitsgebot in diesem Jahr sein 500-jähriges Bestehen feiert, dehnte die Stadt Regensburg Ende April den traditionellen „Tag des Bieres“ auf ein ganzes Wochenende aus und veranstaltete in Kooperation mit einer Arbeitsgemeinschaft aus sieben lokalen Brauereien in der Innenstadt ein Fest rund um das Thema Bier. Begleitet und wissenschaftlich unterfüttert wurden die Festivitäten durch die Ausstellung „Brau-Kunst“ im Historischen Museum sowie einem gleichnamigen Begleitbuch, welchem sich diese Rezension widmet.

Den beiden inhaltlichen Teilen der angesprochenen Chronik sind Grußworte von Vertretern aus Politik und Privatwirtschaft vorangestellt (7–13). Während Oberbürgermeister Joachim Wolbergs und Landrätin Tanja Schweiger die kulturelle und identitäre Wirkung der vor Ort erzeugten Bierprodukte und die damit einhergehende, von der Politik geförderte, hohe Lebensqualität für die Menschen in der Region betonen, wird von den Hauptgeschäftsführern der Brauereiverbände primär die Qualität des Bieres, die Vielfalt der Angebotspalette und die Bedeutung des Verbraucherschutzes herausgestrichen.

Im Anschluss daran erfolgt eine überblicksartige Darstellung der sieben lokalen Brauereien aus Stadt und Landkreis Regensburg, die sich am „Tag des Bieres“ gemeinsam der Öffentlichkeit präsentierten und sich hierfür zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen hatten (15–45). Namentlich sind dies die drei Stiftungsbrauereien der Donaustadt Bischofshof, Kneitingen und die Spitalbrauerei. Hinzu kommen die privat geführten Unternehmen Goss-Deuerling, Prössl-Bräu Adlersberg, Spezial-Brauerei Schierling sowie die Schlossbrauerei Eichhofen.

Die kurzen, jeweils nur wenige Seiten umfassenden Artikel erfüllen für die jeweiligen Brauereien zweifelsohne einen Marketingeffekt. So präsentiert sich jedes Unternehmen öffentlichkeitswirksam mit den eigenen Firmenlogos, Wappen und Slogans, zeigt zahl-

reiche historische und aktuelle Bilder der Produktions- und Gaststätten, stellt angebotene Biersorten vor oder gewährt Blicke auf die Firmeninhaber mit Familie oder zugehörigem Personal. Darüber hinaus werden dem Leser kompakte Informationen zu Teil. Im Mittelpunkt stehen dabei zuvorderst die eigene, oftmals jahrhundertalte Unternehmenshistorie, die nicht selten mit der Stadtgeschichte eng verwoben ist sowie die damit verbundene Traditionsbildung. Jede Brauerei betont zudem ihre hohen Erfahrungswerte im Herstellungsprozess, die strikten Qualitätsstandards und die Breite der eigenen Produktpalette. Bischofshof, Kneitingen und die Spitalbrauerei unterstreichen ferner ihren Unternehmenszweck als Stiftung. Hier wird Konsum und Genuss des Bieres durch den Verbraucher mit einer guten Tat für gemeinnützige Zwecke aus den Bereichen Pflege (Stiftungsbrauerei), Kultur, Sport, Gesellschaft und Soziales (Bischofshof, Kneitingen) verknüpft.

Im dritten und umfangreichsten Teil des Buches wird in drei themenbezogenen sowie reichlich bebilderten Aufsätzen die Thematik wissenschaftlich fundiert und mit interessanten historischen und kulturwissenschaftlichen Informationen und Analysen unterfüttert.

Den Auftakt hierzu gibt Heinrich Wanderwitz mit seinen Einlassungen zum Regensburger Reinheitsgebot. Auf 26 Seiten (51–77) schildert der Autor in einem mit zahlreichen Fußnoten und Hinweisen gut belegten Beitrag die vielschichtigen Entwicklungen des Regensburger Brauwesens mit zeitlicher Fokussierung auf das Hoch- und Spätmittelalter. Von den zarten Ursprüngen der Regensburger Bierproduktion im 8. Jahrhundert über den einschneidenden Strukturwandel im städtischen Brauwesen im 15. Jahrhundert, als ehemals marktbeherrschende Klosterbrauereien durch bürgerliche marginalisiert wurden, bis hin zu allgegenwärtigen, das Abgaben- und Steuerrecht betreffenden Fragen, wird ein profunder Einblick in die zentralen Entwicklungsstränge der Bierproduktion im Alten Regensburg gegeben. Anhand der Darstellung zahlreicher, teils rechtlich ausgetra-

gener Konflikte zwischen Brauern, Stadt und Lehensherren, welche die ökonomische Bedeutung der Bierproduktion verdeutlichen, wird der Stellenwert des Bieres als maßgeblicher mittelalterlicher Wirtschaftsfaktor sichtbar. Den inhaltlichen Knackpunkt des Aufsatzes bilden schließlich Wanderwitzs Schilderungen zu Hintergründen und Verlauf der Genese des Regensburger Reinheitsgebots von 1469, mit welchem die Stadt bereits ein knappes halbes Jahrhundert vor der bekannten herzoglichen Verordnung von 1516 ein eigenes Biergesetz besaß.

Die bereits von Wanderwitz herausgestrichene wirtschaftliche Bedeutung des Bieres wird im Anschluss von Maria Lang weiter thematisiert. In ihrem strukturierten Beitrag (77–103) zum „Bierschleiß als Regensburger Streitobjekt im 18. Jahrhundert“ schildert sie ausführlich die weit- und tiefreichenden Probleme und Kontroversen, für welche das Bier als lukratives Konsumgut verantwortlich zeichnete. Anhand der Beschreibung zweier historischer Konflikte, ausgetragen zwischen Stadtmagistrat und städtischen Klosterbrauereien sowie zwischen Stadtmagistrat und der St. Katharinenhospital-Brauerei, zeigen sich die unterschiedlichen Motive der beteiligten Konkurrenten – Stadt, Landesherr, bürgerliche und geistliche Brauer –, die ihren Ursprung jeweils in der steuerrechtlichen Privilegierung der klösterlichen Brauereien hatten – deren steuerbefreiter und unlimitierter Bierverkauf waren der bürgerlichen Konkurrenz ein Dorn im Auge. Lang stellt dabei anschaulich heraus, dass es neben dem Streit um die Höhe von Steuern hintergründig vor allem um Machtpolitik ging. Die Reichsunmittelbarkeit Regensburgs und einiger Stifte sowie die Gültigkeit landesherrlicher Obrighkeitsrechte standen hier im Mittelpunkt und verliehen der Bierproduktion aufgrund ihrer Rentabilität nicht nur eine fiskalische, sondern auch eine politische Dimension.

Der letzte Beitrag von Wolfgang Neiser widmet sich der Regensburger Brau-Kunst im 20. und 21. Jahrhundert (103–125). Der Begriff subsumiert alle „Werbemittel und Erscheinungsbilder [...] als künstlerische Ausdrucksform, die die Regensburger Brauereien [...]“ zur Produktvermarktung einsetz(t)en. Neiser konzentriert sich in seiner Untersuchung auf die Frage der öffentlichkeits-

wirksamen Biervermarktung, der dazu verwendeten Mittel und der künstlerischen Gestaltung der Werbeträger. Gemeint sind hiermit primär Flaschenetiketten, Werbeschilder und Signets der Brauereien, zudem Thekenschilder, Wappen und sonstige branchenübliche Werbeträger wie Aschenbecher, Bierdeckel und Steinkrüge oder logobeschriftete Speiseteller. In seiner Arbeit untersucht der Autor recht detailliert die grafische und sprachliche Gestaltung der Firmensignets, stellt sie vergleichend gegenüber und schließt am Ende mit einer lehrreichen Analyse: Die Werbemittel sollen die Produkte für den Verbraucher klar erkennbar machen und ihn binden. Einprägsame Werbeslogans erzeugen einen „emotionalen Mehrwert“ beim Kunden und betonen die regionale Verbundenheit in Kombination mit gewachsener Tradition und hoher Qualität; ein unverwechselbares Produkt mit hohem Wiedererkennungswert und Identifikationswert ist das Ziel.

Die Brau-Kunst erhält somit neben der betriebswirtschaftlichen Komponente (Werbung) auch eine kulturelle Bedeutung. Der Verbraucher bekennt sich mit der Wahl eines Bieres zu „seiner“ Brauerei und offenbart somit die eigene Lebenseinstellung, so Neiser.

Zusammenfassend lässt sich das Buch „Brau-Kunst in und um Regensburg“ für den an der Thematik interessierten Leser ausdrücklich empfehlen. Der informativen Vorstellung der örtlichen Brauereien folgen wissenschaftlich fundierte Aufsätze, die einen tieferen Einblick in die historischen Entwicklungen und die Besonderheiten des Regensburger Brauwesens geben. Was das Begleitbuch durchgehend auszeichnet, ist vor allem seine umfangreiche Bebilderung und die vielseitige, bunte grafische Gestaltung. Das fotografische Anschauungsmaterial, welches der Publikation einen echten Informationsmehrwert verleiht, stammt zu großen Teilen aus der Sammlung des Regensburger Brauereihistorikers Helmut von Sperl. Das Verständnis der kulturellen, wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Bedeutung des bayerischen Reinheitsgebots wird mit einem spezifischen Blick auf die „Brau-Kunst in und um Regensburg“ sicherlich vertieft und erhält durch die Fülle an auf Regensburg bezogenen Hintergrundinformationen einen besonderen regionalen Stellenwert.

Tobias Gräf

Markus T. Huber, *Die Westfassade des Regensburger Doms. Konvention und Innovation in einem spätmittelalterlichen Hüttenbetrieb*, Regensburg: Schnell & Steiner 2014; 469 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-7954-2820-4.

Das Werk erschien in der Buchreihe der Regensburger Domstiftung, die sich zum Ziel gesetzt hat, in ausgewählten Themenbereichen nach und nach den Dom in seiner vielschichtigen Ganzheitlichkeit einer breiten interessierten Öffentlichkeit zu erschließen. Dies soll erklärtermaßen als „zweiter Weg“ geschehen, neben den wissenschaftlichen Fachpublikationen, insbesondere dem in den letzten Jahren schrittweise erschienenen und kurz vor Vollendung stehenden fünfbandigen Großinventar des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege zum Regensburger Dom, das den Schlusspunkt eines langjährigen interdisziplinären DFG-Forschungsprojektes darstellt, geleitet von Prof. Dr. Achim Hubel, Universität Bamberg sowie Prof. Dr.-Ing. Manfred Schuller, Technische Universität München.

Hubers Werk enthält im wesentlichen seine 2012 an der Universität Bamberg (Prof. Dr. Achim Hubel) vorgelegte Dissertation, woraus sich gemessen an der Zielsetzung der Buchreihe, gewisse Erschwernisse in der Beurteilung ergeben: einerseits eine akademische Abschlussarbeit, andererseits die zu erwartende populärwissenschaftliche Aufbereitung eines von der Natur der Sache her eher traditionellen kunsthistorischen Themas. Primär geht es nämlich um reine Formen- und Stilgeschichte, Ausrichtungen des Faches, denen seit mindestens einer Generation Inhalts- und Bedeutungsfragen den Rang abgelaufen haben.

Die Diskrepanz zwischen den skizzierten Polen – Dissertation und „Volksausgabe“ derselben – ist gerade bei einer solchen Themenstellung kaum befriedigend überbrückbar und zieht sich latent über die fast 500 Seiten des Buches. Abgelöst vom Manko des ungünstig platzierten Erscheinungsortes ist diese Publikation jedoch ein bemerkenswertes Beispiel für eine breit angelegte wissenschaftliche Studie von heute selten gewordenem, geradezu klassischem Zuschnitt. Erscheinungsformen dessen sind wohlthuende Klarheit im Konzeptionellen und Methodischen, bestechende Gründlichkeit in den Sachfragen sowie eine im Fachlichen sehr prägnante und dennoch weitestgehend Bodenhaftigkeit wahrende Sprache.

Vorausgeschickt wird ein präziser Bericht zu etwa 180 Jahren Domforschung, gefolgt von einer messerscharfen Fokussierung der noch anstehenden Fragen zur Westfassade, d. h. einer Stilgeschichte der Architektur, einer Analyse der wesensbestimmenden Formen, deren Quellen sowie der überaus differenzierten Handhabung dieses Formenvokabulars durch die verschiedenen Baumeister. Äußere Rahmenhandlung ist die in jüngerer Zeit durch das genannte Forschungsprojekt teils bis in Fünfjahresschritte hinein geklärte Bauabfolge, die Huber in straffer Übersichtlichkeit noch einmal abspult.

Um der Formengeschichte als dem eigentlichen Kernstück der Arbeit einen soliden Boden zu bereiten, war naturgemäß eine ausführliche Beschreibung des architektonischen Bestandes unter sorgfältiger Scheidung von Original und späteren Auswechslungen unerlässlich.

Im nächsten, nicht weniger umfangreichen Kapitel werden nun spezielle Wesenszüge der Fassadenarchitektur herausgezielt und ihre spezifischen internen Verhältnisse analysiert. Die Spannweite reicht dabei von für jedermann nachvollziehbaren Charakterisierungen wie „Schaufassaden-Effekt“ oder „Steigerung zur Mitte hin und zur Höhe“ bis zu eher assoziativen Konnotationen, die bestimmten Fassadenabschnitten gewissermaßen als Motto unterlegt werden. Für „weich fließende Linearität“ mag sich noch ein Vorstellungsbild ergeben, für „Vertikalismus und spröde Eleganz“, „Geschmeidigkeit und Monumentalität“ oder „Plastizität und Klassizität“ ist dies nur sehr bedingt möglich. Umgekehrt gelang es dem Autor nachfolgend aus übergreifender Warte heraus einige Grundkategorien von Architektur als Sprache sehr anschaulich vorzuführen. Wenn vom „Konformitätsprinzip“ als Grundmotto der gesamten Fassade oder vom „Drei-Ebenen-Prinzip“ der Wandgliederung gesprochen wird, dann versteht auch der Laie, worum es hierbei geht. Gleiches gilt auch für mehr assoziativ anmutende Klassifizierungen wie „Durchdringung und Formverschneidung“ oder „Verräumlichung und Dynamisierung.“ Aufschlussreich ist ferner der Exkurs in die Sonderwelt der Gewölbefigurationen, beginnend bei den

Experimentierfeldern der unter diesem Aspekt bisher noch wenig beachteten Figurenbaldachine.

Auch den funktionsgeschichtlichen Aspekten als möglicher Hintergrund für bestimmte Formmotive ist ein Kapitel gewidmet und am hinlänglich bekannten Paradebeispiel des Hauptportals mit seiner eigentümlichen, außen wie innen von einer Tribüne überhöhten Dreiecksvorhalle anschaulich dargestellt. Hubers Gesamtinterpretation der Westfassade als „Wahrzeichen“ und „Identifikationsobjekt“ der Bischofsresidenz gegenüber der Stadt, die Erklärung der gezielten „Schau-fassade“ aus dem gesteigerten Repräsentationsbedürfnis des Bischofs Johann von Moosburg sowie die konkrete Anspielung auf die formale Verwandtschaft des Fassadengiebels einschließlich der monumentalen Figurengruppe der Verkündigung mit der in der Spätgotik häufigen Ausformung einer Bischofsmitra haben durchaus etwas für sich.

In einem umfassenden Schlusskapitel werden schließlich die zuvor herausgearbeiteten stil-, form- und motivgeschichtlichen Kriterien, nun beginnend schon um 1340, also in weitem Vorfeld der Fassade, auf ihre jeweiligen regionalen Wurzeln sowie auf Art und Umfang ihrer Rezeption in Regensburg bzw. darüber hinaus untersucht, was trotz passabler Bebilderung mitunter auch für den Fachmann mühevoll nachzuvollziehen ist. So

werden schließlich die Baugeschichte und die Genese der Fassade mit all ihren Bestimmungskomponenten noch einmal aufgerollt, unterteilt in sechs Etappen: von den frühen Anregungen aus der schwäbisch/oberrheinischen Region (1335–1370), über die ersten Einflüsse aus Böhmen (1370–80), über starke Prägung durch die Prager Parlerhütte (1390–1410), über anhaltenden Nachhall Prags (1410–1435), über die Neubelebung von am Ort tradierten Formen aus verschiedenen Quellen und Zeitabschnitten (1425–75) bis zur Überlagerung durch Innovationen aus dem Westen (1475–1500).

Mit Sonderbetrachtungen über die renaissancehafte Kuppelhaube des Fassadengiebels und die kühnen, „ungotischen“ Maßwerkfigurationen im Inneren des Domes klingt das Werk aus. In einem achtseitigen Resümee fasst Huber seine Studie zusammen. Der anschließende Fußnotenapparat mit 1475 Nummern lässt die Breite und wissenschaftliche Gründlichkeit der Arbeit erahnen. Ferner folgt ein mehrteiliger Anhang mit einer tabellarischen Übersicht zur abgenommenen Bauplastik und Ornamentik, einem Abkürzungsverzeichnis, einer ausführlichen Bibliographie, einem Personen- und Ortsregister und den Abbildungsnachweisen sowie einer Auswahl mit 16 ganzseitigen Farbtafeln.

Friedrich Fuchs

Johannes Laschinger, Amberg. Kleine Stadtgeschichte, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2015; 176 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-2652-6.

In der Reihe *Kleine Stadtgeschichte* des Verlags Friedrich Pustet erscheint nun erstmals eine Amberger Stadtgeschichte. Johannes Laschinger, Leiter des Stadtarchivs in Amberg und profunder Kenner der Stadtgeschichte, beschreibt die Entwicklung Ambergs von den vor- und frühgeschichtlichen Anfängen über die kurpfälzische und kurbayerische Periode bis zum Aufbruch in die Moderne im 21. Jahrhundert.

Die Geschichte Ambergs, einstige Hauptstadt der Oberpfalz, ist facettenreich und wechselvoll. Die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung der heutigen Stadt bietet viele interessante Aspekte. Der Autor beginnt seine kurzweilige *Kleine Stadtgeschichte* mit einer Einführung in die Vor-

und Frühgeschichte, die „weitgehend im Dunkeln“ (9) liegt. Im Hochmittelalter steigt Amberg vom „bambergisches Dorf“ – Erster-nennung im Jahr 1034 – zu einer bayerischen Stadt auf. Nach der Erhebung zur Stadt (1294), die bereits in die Zeit der wittelsbachischen Herrschaft fällt, bestätigte Ludwig der Bayer das Privileg und trat fortan als Förderer der Stadt auf. Dennoch kam es unter seiner Ägide zu einem folgenreichen Einschnitt für Amberg. Im Hausvertrag von Pavia 1329 übergab er Amberg und weitere Städte und Orte an die Söhne seines Bruders Rudolfs; die Stadt stand nun unter der kurpfälzischen Herrschaft.

Mit einem umfassenden Streifzug durch knapp 300 Jahre Stadtgeschichte setzt sich

der geschichtliche Überblick fort. Hierbei liegt der Fokus vor allem auf der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt, jedoch werden auch der gesellschaftliche und religiöse Rahmen sowie die städtebaulichen Veränderungen exemplarisch vorgestellt. Detailreich und dennoch prägnant schildert der Autor die kurfürstliche Epoche Ambergs als Residenzstadt bis zum Jahr 1621, die auch von der Ratsreformation von 1538 und der Einführung des Calvinismus unter Kurfürst Friedrich III. bestimmt war. Schließlich beendete die Schlacht am Weißen Berg die pfälzische Herrschaft unter Kurfürst Friedrich V.

Die Herrschaftsübergang Ambergs von der Kurpfalz zu Bayern setzte auch die Rekatholisierung bzw. eine katholische Reform in Gang, die große Auswirkungen auf die gesellschaftliche Struktur hatte. Die wirtschaftliche Situation in der Stadt war nach dem Dreißigjährigen Krieg schwierig, dennoch wurden eindrucksvolle Bauten im Stile des Barock und später im Rokoko geschaffen. Der Autor erläutert ebenso eingängig die politischen und vor allem kriegsbedingten Wirren, die Amberg als Folge des Spanischen Erbfolgekriegs, des Österreichischen Erbfolgekriegs und des Ersten Koalitionskriegs erfahren musste. Kurfürst Max Emanuel hatte als Konsequenz aus dem Spanischen Erbfolgekrieg mit dem Aufbau eines stehenden Heeres begonnen. Aufgrund der damals bereits bestehenden Befestigung wurde Amberg als militärischer Standort, der es noch heute ist, ausgewählt und somit zur Garnisonsstadt. Mit der Säkularisation und der Erhebung Bayerns zum Königreich endete zum einen auch die Blütezeit der Franziskaner, Paulaner, Malteserritter und Salesianerinnen, zum anderen war Amberg nicht länger Residenzstadt.

Die nun „königliche Stadt“, wie Laschinger sie titulierte, findet sich im 19. Jahrhundert im Strudel der Reichs- und Landespolitik wieder. Die Napoleonischen Kriege, die Revolution von 1848 und schließlich der Erste Weltkrieg beeinflussten die politische Gegenwart in Amberg. Jedoch betrafen die Reformen des bayerischen Staatswesens durch Montgelas' die Stadt noch stärker, da sie für Amberg im Verlust der Regierung an Regensburg gipfelten. Sie blieb aber weiterhin eine unmittelbare und später kreisfreie Stadt. Zudem leitete die sogenannte „Amberger Resolution“ aus dem Jahr 1800 die religiöse Toleranz zwi-

schen den Konfessionen im Königreich Bayern ein, zugleich förderte König Ludwig die Wieder- bzw. Neuansiedlung der Franziskaner, der Armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau sowie der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz für soziale und seelsorgerische Aufgaben. Im 19. Jahrhundert verbesserte sich die wirtschaftliche Situation der Stadt enorm. Die Erweiterung des Stadtkerns, die Anbindung an das Bahnnetz und der Ausbau der Infrastruktur förderte die Ansiedlung von produzierendem Gewerbe, wie der Gewehrfabrik Amberg oder Emailfabrik Gebr. Baumann, der Bierproduktion sowie den wiederaufgenommenen Abbau von Erz.

Die Zeit des Ersten Weltkriegs und die Zwischenkriegszeit waren für die Stadt Amberg und ihre Bewohner aufgrund der vorherrschenden Mangelsituation schwierig und durch die Auswirkungen der politischen Umbrüche im Deutschen Reich geprägt. Nach der Machtergreifung Hitlers besetzten die Nationalsozialisten unter der Führung des NSDAP-Kreisleiters, Dr. Artur Kolb, auch in Amberg die wichtigsten Ämter. Der damalige Ortsgruppenleiter der NSDAP, Josef Filbig, wurde vom Stadtrat, der nur noch mit Parteimitgliedern besetzt war, zum Oberbürgermeister „gewählt“. Bei der von Kolb organisierten Ausschreitungen in der Reichspogromnacht gegen die jüdische Bevölkerung wurde u. a. das Inventar der Synagoge vollkommen zerstört. Die anschließende Arisierung bildete den traurigen Abschluss der Maßnahmen gegen die Juden in der Stadt. Der stellvertretende Bürgermeister Sebastian Regler übergab schließlich die Stadt am 23. April 1945, nach heftigen Luftangriffen, an die Amerikaner. Der Autor schließt an diese dunkle Episode der Stadtgeschichte den politischen Neuanfang in Amberg nach 1945 an. Gekonnt vereint er dabei die verschiedenen Themenkomplexe Flucht und Vertreibung, wirtschaftlicher Neubeginn, soziales und gesellschaftliches Leben sowie bauliche Gestaltung. Hierbei bedingt, so Laschinger, die Konsolidierung Ambergs in der Nachkriegszeit den Aufstieg zu einer modernen Stadt mit zahlreichen staatlichen Einrichtungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Das Überblickswerk schließt mit einer Zeittafel, einer Liste der (Ober-)Bürgermeister seit 1807, einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem

Orts- und Namensregister. Besonders hervorzuheben sind die inhaltlichen Einschübe im Text, die zusätzlich unter den Bezeichnungen „Biographie“, „Hintergrund“ oder „Zeitzeuge“ Informationen liefern. Die *Kleine Stadtgeschichte* ist ein lohnendes Werk,

zumal es Johannes Laschinger als ein ausgewiesener Kenner der Amberger Stadtgeschichte versteht, dem Leser den historischen Kontext anschaulich und leicht zu vermitteln.

Raffael Parzefall

Katharina Weigand – Jörg Zedler (Hg.), *Ein Museum der bayerischen Geschichte*, München: Herbert Utz Verlag 2015; 637 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-8316-4200-7.

Die Bayerische Staatsregierung überraschte 2008 die Öffentlichkeit mit dem Vorhaben ein Museum der bayerischen Geschichte zu errichten. Insbesondere bei Historikern rief dies naturgemäß Interesse, aber auch Skepsis hervor. Besteht doch mit dem Bayerischen Nationalmuseum seit geraumer Zeit eine solche Einrichtung. Zudem stellte sich die Frage, welche Exponate für ein solches Vorhaben überhaupt zur Verfügung stehen würden? Letztendlich entschärfte man diese Problematik, indem im neuen Museum schwerpunktmäßig Bayern vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart thematisiert werden soll. Den ursprünglichen Ansatz eines Museums der bayerischen Geschichte von ihren Anfängen bis in die Gegenwart, verfolgte man jedoch an der Ludwig-Maximilians-Universität in München weiter. Im Rahmen einer Bavaristischen Ringvorlesung sollte eine Art virtuelles Museum entstehen. In der Folge wurde eine repräsentative Auswahl an Objekten der bayerischen Geschichte von ausgewiesenen Experten präsentiert.

Das beeindruckende Ergebnis liegt nun auch in gedruckter Form vor. In den Beiträgen entfaltet sich ausgehend von einem Objekt oder Objektensemble ein breites Panorama Bayerns über die Jahrhunderte. Zeitlich erstrecken sich die behandelten Themen vom Frühmittelalter bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das Konzept des virtuellen Museums kommt hier besonders zum Tragen, da für die intensive Betrachtung wertvoller und sensibler Artefakte, anders als bei einer Ausstellung im Museum, in einem Buch keinerlei konservatorische Bedenken bestehen. So konnten die unterschiedlichsten Gegenstände einbezogen werden, die real in keinem Museum der Welt zusammen ausgestellt werden könnten, wie beispielsweise die Münchner Mariensäule, der Frauenhofersche

Prismen-Spektrograph oder das Türkenzelt Max Emmanuels. Allerdings steht nicht die bloße Beschreibung der einzelnen Gegenstände im Vordergrund. Vielmehr wird ausgehend von diesen virtuellen Exponaten der jeweilige Abschnitt der bayerischen Geschichte hinsichtlich seines räumlichen und zeitlichen Kontextes sowie der politischen und geistigen Zusammenhänge näher beleuchtet. Daher finden sich nicht nur Beiträge zu Objekten aus dem heutigen Territorium Bayerns, sondern etwa auch der Domschatz der bayerisch stämmigen Königin Theodelinde im italienischen Monza oder der Tasilokelch, der im oberösterreichischen Benediktinerstift Kremsmünster aufbewahrt wird.

Zweifellos könnte man sich noch weitaus mehr als die hier beschriebenen 24 Objekte vorstellen, anhand derer die bayerische Geschichte versinnbildlicht wird. Doch die für den Band getroffene Auswahl vermittelt bereits umfassend und nachvollziehbar entscheidende Ereignisse und Entwicklungslinien der bayerischen Geschichte. Lediglich drei größere Themenfelder seien an dieser Stelle kurz angeführt. So wird anhand einiger Objekte das jeweils vorherrschende monarchische Selbstverständnis des Landesherrn nachgezeichnet. Damit verbundene Ansprüche und Ambitionen zogen letztlich Folgen für das Herrschaftsgebiet und somit für Bayern nach sich. Besonders deutlich wird dies etwa durch das Löwen-Standbild, das von Heinrich dem Löwen der Stadt Braunschweig geschenkt wurde. Ähnlich verhält es sich bei den Stadtmodellen, die Jakob Sandner für Albrecht V. anfertigte. Diese zeigen sozusagen im kleinen Maßstab den Herrschaftsanspruch über die fünf „Hauptstädte“ des geeinten Herzogtums Bayern. Die bayerische Königskrone symbolisiert dennoch, wie kaum ein anderer Gegenstand die Königs-

würde und die Erlangung der vollen staatlichen Souveränität, auch wenn sie niemals für eine Krönung verwendet wurde. Wie kenntnisreich dargelegt wird, kam jedoch de facto der Verfassungsurkunde ein wesentlich bedeutender Stellenwert in der Repräsentation und im Selbstverständnis der bayerischen Monarchen des 19. Jahrhunderts zu.

Einblicke auf die Rolle der Religionen und des Glaubens gibt ferner der Grabstein der Sarmanna aus Regensburg, der ein frühes Zeugnis für die Ausbreitung des Christentums im späteren Bayern darstellt. Der Altar der Dinkelsbühler Spitalkirche ist Ausdruck der lutherischen Frömmigkeitsvorstellungen, mit denen man sonst unangetastet belassene Kirchenräume dem neuen Glauben umwidmete. Mit der Münchner Mariensäule wiederum wird ein eindrucksvolles und manifestes Zeugnis der Gegenreformation beschrieben, als deren Träger Bayern wirken sollte. Aber auch die Rolle und das Verhältnis zum jüdischen Glauben werden anhand der Huldigungstafel von Ichenhausen illustriert.

Auf dem Feld der Wirtschaftsgeschichte werden ebenfalls wichtige Marksteine thematisiert.

Ausgehend vom Relief an der Nürnberger Stadtwage wird auf die Bedeutung der Handelsmetropole Nürnberg verwiesen. Die Rolle der Eisenbahn als ein Zugpferd der Industrialisierung und Landesentwicklung Bayerns wird anhand des Lokomotivmodells im Grundstein des Maximilianeums verdeutlicht. An der Erfindung und Vermarktung des Dieselmotors spiegeln sich die Wirtschaft-, Technik- und Wissenskultur sowie die spezifisch regional geprägte Industrialisierung Bayerns am Ende des 19. Jahrhunderts wider.

Dem selbstgesteckten Ziel nicht verständnisloses sondern verstehendes Staunen (9) zu wecken, kommen die einzelnen Beiträge und noch mehr der gesamte Band mustergültig nach. Vermittelt wird ein tiefer Einblick in die Geschichte Bayerns, dem der historisch Interessierte, der Landes- wie Kunsthistoriker manche Anregung und Erkenntnis entnehmen wird. Auch in der Bibliothek des neuen Museums der bayerischen Geschichte sollte der vorliegende Band nicht fehlen.

Konrad Zrenner